ad 361

<3661168576001 4

<3661168576001 4

Bayer. Staatsbibliothek

ad 301

<366116857600014

<366116857600014

Bayer. Staatsbibliothek

Der

Kinderfreund.

Ein

Lesebuch

zum Gebrauch

in Landschulen,

von

Friedrich Eberhard von Rochow,

Erbherrn auf Reckan ꝛc. ꝛc.

Für

einen Theil Oberdeutschlands

besonders

für Franken bearbeitet

von

Joh. Ferd. Schlez.

Erster Theil.

Zweyte, mit Schulgebeten und Holzschnitten vermehrte Auflage.

Nürnberg,

bey Ernst Christoph Grattenauer.

1791.

(Beyde Theile für 18 Kreutzer.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht
zur Original-Ausgabe.

Dieses Buch ist der Armen wegen so wohlfeil, und muß, wo es zum Gebrauch in Schulen bestimmt wird, in jedes Schulkindes Händen seyn; sonst könnten viele Kinder zugleich daraus nicht lesen lernen.

Ich habe durch dieses Buch

1. Uibungen der Aufmerksamkeit, dadurch, daß, wenn ein Kind laut liest, ein anderes ausser der Reihe, und oft mitten in der Periode, zum Fortlesen aufgerufen wird;

2. Sprachübungen, in deutlichern und verständlichern Ausdrücken;

3. Einen leichten Erzählungs- und Gesprächston; und

4. Vorbereitungen zur christlichen Tugend, befördern wollen.

Eine Erdkugel, ein Vergrösserungsglas und ein Magnet, welches alles doch nur sehr einfach und daher wohlfeil seyn muß, wird den nützlichen Gebrauch dieses Buchs sehr erleichtern, das, so lange bis ein beßres da ist, hinlänglich seyn wird, die große Lücke zwischen Fibel und Bibel, im Unterricht auszufüllen.

F. E. von Rochow.

Vorrede
des fränkischen Herausgebers
zur zweyten Auflage.

Diese neue Auflage meiner Bearbeitung des Rochowschen Kinderfreunds für Oberdeutschland, hat vor der ersten, im Jahre 1789 erschienenen, keinen Vorzug, als die eingeschalteten Holzschnitte. — Zweyerley Lesarten machen in Landschulen Verwirrung. Aus dem Grunde hab ich nicht einmal den beygedruckten Figuren eine weitere Erklärung angehängt. Verständige Schullehrer werden sich aber doch leicht darein finden, und auch ihren Schülern weitern Aufschluß über die Zeichnungen geben können. Die Vorerinnerung zur ersten Auflage, in welcher ich mich über die vorgenommenen Veränderungen und Einschaltungen weitläuftig erklärt habe, ist dießmal weggelassen worden, weil ich den dadurch gewonnenen Raum, durch die dafür eingerückten Schulgebete, besser benützen zu können glaubte. Beym Inhaltsverzeichnisse findet man noch die vorigen Merkmale, durch welche sich veränderte und neue Nummern von alten und unveränderten unterscheiden. Ein † bedeutet ein umgearbeitetes, und ein * ein neues Stück.

Gott segne auch diesen Abdruck zur weitern Ausbreitung des Reiches der Wahrheit und Sittlichkeit unter der Jugend meines Vaterlandes! Mrt. Ippesheim am 16 Nov. 1790.

Schlez.

Schul-

Schulgebete.

Vormittags, vor der Schule.

Lieber Gott und Vater, mit Freuden versammeln wir uns diesen Morgen wieder in unserer Schule, um recht viel Gutes zu lernen und dadurch weiser, besser, glücklicher, den Nebenmenschen nützlicher und Dir wohlgefälliger zu werden. Dir verdanken wirs, daß wir gesund und munter erwacht sind und wieder in unsern Lehrstunden erscheinen können. Wir wollen aber auch unserm lieben Lehrer seine Arbeit durch Aufmerksamkeit, Fleiß, Ordnung und Stille versüßen, seinen guten Er-

mahnungen folgen, und auch unsern Aeltern ihre Liebe durch Gehorsam und gute Sitten zu vergelten suchen, damit es uns jedermann abmerke, wie viel Gutes wir in der Schule gelernt haben und wie nützlich es ist, die schönen Lehren des Christenthums zu kennen. Du bist der Vergelter alles Guten! Belohne denn auch, o lieber Gott, alle gute Menschen, die sich unserer annehmen und uns zu glücklichen und brauchbaren Leuten zu erziehen suchen. Laß uns durch die Versuchungen zum Bösen nicht verführt werden, damit wir nicht als solche, die Deinen Willen wissen, und nicht darnach thun, doppelte Strafe leiden; sondern uns vielmehr alle miteinander, wie wir hier einmüthig in der Schule versammelt sind, dort im Himmel wieder finden, Amen!

Vormittags, nach der Schule.

Dank sey Dir gesagt, lieber guter Gott, daß wir wieder in so vielen nützlichen Sachen unterrichtet worden sind, wodurch wir nicht nur klüger, sondern auch besser und Dir wohlgefälliger werden sollen. O wie unglücklich wären wir, wenn unsre lieben Aeltern uns nicht unterrichten und zum Guten erziehen ließen! In der Rohheit würden wir aufwachsen, wie wilde Bäume; vor Unglück würden wir uns nicht hüten; die Leiden würden wir nicht mit Geduld ertragen und das Glück nicht mit Weisheit geniesen können. Wie glücklich waren wir also heute wieder, daß wir in der Schule so viel Nützliches und Schönes gelernt haben! Vergib uns nur, guter Gott, wenn wir nicht immer aufmerksam auf diese Lehren, und nicht andächtig genug im Gebete gewesen sind! Wir wollen künftig den Verstand, den du uns geschenket hast, immer besser anwenden und

zum Guten fleißiger werden. Still und sittsam wollen wir jetzo nach Hause gehn und wieder mit Lust und Begierde zur Schule zurückkommen, damit wir recht geschickte, brauchbare und Dir wohlgefällige Menschen werden, Amen!

Nachmittags, vor der Schule.

Gesättigt und durch Erholung gestärkt erscheinen wir wieder in der Schule, lieber himmlischer Vater, um unsre nachmittägigen Lernstunden, mit neuer Munterkeit anzufangen. Wir erinnern uns daher gleich Anfangs an Deine Allwissenheit und Allgegenwart, vor der wir uns billig mehr scheuen sollten als vor den Augen unsers Lehrers; denn dieser siehet nur was vor Augen ist; Du aber, Gott, siehest das Herz an. Wir wollen demnach weder durch fremde Gedanken, noch durch Plaudern oder andre Zerstreuungen unsre Aufmerksamkeit von dem Unterricht abziehn,

wollen nicht blos lernen weil wir müssen; sondern weil es uns nützlich ist: auf daß wir unserm lieben Heilande Jesu nachfolgen, der schon als Knabe sein Vergnügen unter den Lehrern im Tempel gesucht; alle Zuhörer durch seine Fragen und Antworten erfreut, und durch kindlichen Gehorsam gegen seine lieben Aeltern, uns allen das schönste Beyspiel gegeben hat.

Beßter Lehrer Jesu, leite
Uns zu deiner Kenntniß heute;
Deine fromme Jugendzeit
Lehr' uns frühe Frömmigkeit,
Christlich leben, seelig sterben
Und das Himmelreich ererben.
Amen!

Nachmittags, nach der Schule.

Nimm, o gütiger Gott, zum Schluße der öffentlichen Lehrstunden dieses Tages, von uns allen den kindlichsten Dank für das viele Gute, was wir wieder gehört und gelesen haben. O daß wir doch auch alles

recht gemerkt hätten, es nimmermehr vergeßen und nach Möglichkeit ausüben möchten! Aber was nützt unser Wünschen, wenn wir nicht auch alles anwenden, daß du, o Vater, unsre Wünsche erfüllen kannst? O so wollen wir denn künftig unsern Fleiß verdoppeln, um alle Tage weiser, besser und glücklicher zu werden. Schon an diesem Abende wollen wir beweisen, daß wir die Schule nicht vergeblich besucht haben. Kein böser Gedanke soll Raum finden in unsern Herzen, noch vielweniger aber sollen Lügen, Flüche oder schandbare Worte aus unserm Munde gehn. Gehorsam und dienstfertig wollen wir seyn gegen unsre Aeltern; friedfertig und liebreich gegen unsre kleinen Freunde; höflich und ehrerbietig gegen jedermann; andächtig im Gebete; fleißig in Erlernung unsrer Schulaufgaben und fertig in andern Geschäften,

Daß wir das Glück der Lebenszeit
In Deiner Furcht geniesen,
Und unsern Lauf, mit Freudigkeit,
Wenn Du gebeutst, beschließen.
Amen!

Inhalt.

Erster Theil.

Seite

1. Ein Gebet für kleine Kinder - - - 1
2. Allgemeines Tischgebet - - - 1
* Vor Tisch - - - - - - 2
* Nach Tisch - - - - - 3
3. Das aufrichtige Kind - - - - 3
4. Das arme Kindermädchen - - - 4
5. Klaus und Fritze - - - - 5
6. † Die Apfelkerne - - - - 6
7. Die kleine Lügnerinn - - - - 8
8. Die Mutter und das Kind. Ein Gespräch - 8
9. † Wie gut ists, wenn man was nützliches gelernt hat! - - - - 11
10. Das Vogelnest. - - - - - 12
11. Aerndtelied - - - - - - 13
12. Von Kinderspielen und Vergnügungen - 13
13. Der kleine Dieb - - - - - 15
14. Die ungleichen Brüder - - - 15
15. Der Baumverderber - - - - 16
16. * Der feurige Mann, oder das Irrlicht - 17
17. Ursach und Wirkung - - - - 20
18. Die Mausefalle - - - - - 21
19. Die verständige Mutter - - - 22
20. † Aehnlich und unähnlich - - - 22
21. † Der arme Waise - - - 26
22. Die gute Magd - - - - - 27
23. Der gute Knecht - - - - - 28
24. Kinderlied, beym Anfang der Schule - 29
25. Der Hirte - - - - - 30

26. Das

Seite
26. Das wohlthätige Kind - - - 30
27. Der dankbare Sohn - - - - 31
28. Die neidische Nachbarinn - - - 32
29. † Der Dienstfertige - - - - 32
30. Die Folgen des Unfriedens - - 33
31. Der Vater und der Sohn. Ein Gespräch 34
32. Der Furchtsame - - - - 36
33. Der Abergläubige - - - - 36
34. Allzuviel ist ungesund - - - - 37
35. Der böse Knecht - - - - 38
36. Gute Gedanken in Versen - - - 39
37. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens 39
38. Die Besserung - - - - - 40
39. Der wohlthätige Arme - - - 41
40. † Die Fremden - - - - 42
41. Die Tagelöhner - - - - - 44
42. Der Hehler - - - - - - 45
43. † Die beyden Bauern - - - 45
44. Der Zweifler - - - - - 47
45. Die Rekrutenaushebung - a - 48
46. Die Strafe - - - - - 49
47. Der Heuchler oder Augendiener - 49
48. Die gute Gewohnheit - - 50
49. Leckermaul - - - 51
50. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und von der Schädlichkeit des Lasters. Ein Lied 52
51. † Der gute Landwirth - - 53
52. Der Selbstbetrug - - - 55
53. Der ordentliche Kranke - - 56
54. Der Ungeduldige - - 57
55. Der Sanftmüthige - - 57
56. Die bösen Bauern - - 58

57. Der

Seite
57. Der kluge Wirth bey der Theurung - 59
58. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden - - - 60
59. Das Testament - - - 60
60. Der sterbende Jüngling - - 61
61. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens - - 62
62. Es ist mehr Gutes als Böses in der Welt 63
63. Endzweck und Mittel - - 64
64. Der gute Soldat - - - 65
65. Die rechtschaffene Frau - - 67
66. Ein Lied, beym Anfang der Schule - 67
67. Die guten Brautleute - - - 68
68. Briefe - - - 69
69. Die kluge Wahl - - - 71
70. Vom Nutzen der Obrigkeit - 71
71. Das Gewitter - - - 73
72. † Das Brennglas - - - 74
73. † Der Magnet - - - 77
74. Von den Vorzügen des Landlebens - 80
75. † Vom Wachsthum der Pflanzen - 83
76. † Die Bewegung der Erde um die Sonne 86
77. † Eine kurze Nachricht von der Welt - 93
78. † Von der Erde und den Geschöpfen, die darauf sind - - - 100
79. Der Alte - - - - 106
80. * Der Jüngling auf dem Sterbebette an seine Freunde - - - 106

Zweyter Theil.

		Seite
1.	Ein Räthsel - - -	111
2.	Der Unverschämte - - -	111
3.	Der Prediger und die Zuhörer - -	112
4.	Die Zugvögel - -	113
5.	Wohlseyn. Ein Gespräch - - -	116
6.	Die beyden Schulkinder - -	117
7.	Das Kind und der Vater - -	118
8.	Die Tugend ist eine lange Gewohnheit	120
9.	† Der Geschickte - - -	123
10.	Aergerniß - - -	123
11.	Nächstenliebe - -	125
12.	Der Menschenfreund - -	126
13.	Schicksal - -	127
14.	Schaden der Unwissenheit - -	128
15.	Vom Wesentlichen und Zufälligen -	129
16.	† Vom Nutzen des richtigen Denkens beym Ackerbau - -	130
17.	Vom Nutzen des richtigen Denkens bey der Viehzucht - -	133
18.	Die gute Schwester - -	134
19.	Auch an die Nachkommen muß man denken	135
20.	Die Kunst ohne Reue fröhlich zu seyn	136
21.	† Frage eines Schulkindes an seinen Lehrer	138
22.	Der Sackbauer, der gerne Pächter seyn wollte	140
23.	Die schlechte Hauswirthinn aus Unreinlichkeit	141
24.	Der Abwendigmacher - - -	141
25.	Der Eigensinnige - - -	142
26.	Der große Zank aus kleinen Ursachen	143
27.	Der Todtschläger - -	144
28.	Das übel angewandte Sprichwort -	144
29.	Ein magrer Vergleich ist besser als ein fetter Proceß - - -	145

30. Die

Seite
30. † Die Bienenzucht. Ein Gespräch - 146
31. Verachtung des gemeinen Bestens bringt oft eigenen Schaden - - 149
32. Die bösen Drescher - - 149
33. Der Verschwender - - - 151
34. Der Geitzige, als der größte Thor - 151
35. Die schädliche Erbschaft - - 152
36. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geitz 153
37. Die Kleinigkeit - - - 154
38. Die schädliche Cur - - 155
39. Der gute aber nicht geglaubte Rath - 157
40. Das thörichte Kind - - 158
41. Die Hausmittel - - - 159
42. † Gesundheit und Krankheit - - 164
43. † Was man bey Blatterkrankheiten thun soll 167
44. Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten 174
45. † Von den Kennzeichen des gewissen Todes 180
46. Von Nahrungsmitteln - - 182
47. Von wahren und falschen Freunden - 183
48. Der Großmacher - - - 185
49. Der Kleinmacher - - - 185
50. Die Reisenden - - - 186
51. Der Taschenspieler und der Bauer - 187
52. Der neue Pflug - - - 188
53 † Von der Brache ꝛc. Or. Ausg. Nr. 53 u. 55. 188
54. Das ordentliche Dorf. O. A. Nr. 58. - 194
55. Der Schulze. O. A. Nr. 59. - 195
56. Naher Vortheil, oft entfernter Schaden. O. A. Nr. 60. - - 196
57. Der durch Unordnung verarmte Bauer. O. A. Nr. 61. - - - 197
58. Wodurch du sündigst, dadurch wirst du oft gestraft. O. A. Nr. 62. - 198
59. Fleiß bleibt selten unbelohnt. O. A. Nr. 63. 198
60. Das Korn ist wohlfeil. O. A. Nr. 65. 199
61. † Von den Eigenschaften eines guten Hirten. O. A. Nr. 66. - - - 200
62. Die Aufhezerinn. O. A. Nr. 67. - 201
63. * Der Halsstarrige oder Widerspenstige. Statt Nr. 56 der O. A. - 202
64. * Die Communicanten. Statt Nr. 68 der O. A. 204
65. Die großmüthigen Soldaten. O. A. Nr. 69. 205
66. * Vom Unterschied zwischen Muth und Tollkühnheit. Statt Nr. 71 der O. A. 206

67.

Seite
67. † Mäßigkeit. Ein Gespräch. O. A. Nr. 72. 208
68. Der gewissenlose Wittwer. O. A. Nr. 73. 211
69. Die Stiefmutter. O. A. Nr. 74. - 212
70. Die schlimme Frau. O. A. Nr. 75. - 213
71. Die Lerche. Eine Fabel. O. A. Nr. 76. 215
72. Glückseligkeit. O. A. Nr. 77. - - 217
73. Die Insel Terra. O. A. Nr. 79. - 218
74. Die Schatzgräberey. O. A. Nr. 80. - 220
75. Ich habe mich in der Ursach geirrt. O. A. N. 81. 222
76. * Ein Wettergespräch - - 224
77. Das entdeckte Gespenst. O. A. Nr. 82. 227
78. Der Zuhörer, wie er seyn soll. O. A. N. 84. 227
79. Anton. O. A. Nr. 85. - - 228
80. Die Wiedererstattung. O. A. Nr. 86. 229
81. Der Herr kommt. O. A. Nr. 87. - 230
82. Vom glauben und nicht glauben. N. A. N. 88. 232
83. Vom Rechtthun. O. A. Nr. 89. - 235
84. † Selbstprüfung. O. A. Nro. 90. - 239
85. * Vierzig Denkreime. Statt N. 100 der O. A. 243
86. Das Examen. O. A. Nr. 95. - 248
87. † Von Gottes Segen. O. A. Nr. 96. 250
88. Die beliebten Alten. O. A. Nr. 97. 251
89. † Erkenntnißprüfung. O. A. Nr. 98. - 252
90. Beyträge zur Erkenntniß Jesu. O. A. Nr. 101. 258
91. Der Abschied. O. A. Nr. 102. - - 265
92. Morgenlied einer Magd. O. A. Nr. 103. 266
93. Morgenlied eines Knechts. O. A. Nr. 104. 266
94. Lied eines Säemanns. O. A. Nr. 105. - 267
95. Lied eines Tagelöhners. O. A. Nr. 106. - 268

1. Ein Gebet für kleine Kinder.

Viel Böses seh ich als ein Kind,
Und Böses lernet man geschwind.
Behüt, o Gott, mich jeden Tag,
Daß ich nichts Böses lernen mag!

2. Tischgebete.

Allgemeines Tischgebet.

Ich danke dir, o Gott! daß heut
Uns Kleidung, Speis' und Trank erfreut;
Von dir kommt dieser Segen.
Du gibst, was unser Feld uns trägt,
Durch Luft, die nützlich sich bewegt,
Durch Sonnenschein und Regen,

Behüt uns, Gott! vor Landesnoth,
Gib uns Gesundheit, hilf uns Brod
Durch klugen Fleiß erwerben;
Lehr' uns der Herrschaft folgsam seyn,
Und Gutes lieben, Böses scheun,
Froh leben, selig sterben!

Vor Tisch.

Guter Vater, dessen Güte
Segen streut auf jedes Land,
Immer reich, und niemals müde
Wohlzuthun, ist deine Hand.
Millionen Menschen stehen
Jeden Augenblick vor dir,
Nach Bedürfniß, mit Begier,
Deine Hülfe zu erflehen:
Und mit jedem Wunsch erneut
Zeigt sich deine Gütigkeit.

Uns auch hast du heute wieder
Sättigend den Tisch besetzt;
Aber, ach, wie viele Brüder,
Bessern Herzens, darben jetzt!
Laß uns denn mit dem zufrieden,
Was du gabst, Erhalter, seyn,
Und auch andre gern erfreun,
Denen weniger beschieden.
Lehr uns auch beym Uiberfluß
Mäßig bleiben im Genuß.

Wenn wir dann gestärkt vom Essen
Und erquicket sind vom Trank,
O so laß uns nicht vergessen,
Guter Geber, unsern Dank.
Laß uns mit geschäftgen Händen,
Was Beruf und Stand gebeut,
Möglichst gut, mit Heiterkeit
Und in deiner Furcht vollenden.
Dieß zu thun geloben wir,
Gott, aus reinem Herzen dir.

Nach Tisch.

Dank und Preiß sey dir gebracht,
Geber aller Güter,
Daß du uns so wohl bedacht
Und gesättigt wieder.
Regen, Wind und Sonnenschein
Mußtest du verleihen,
Sollten Thiere, Frucht und Wein
Uns zu gut gedeihen.

Gib nunmehr, nach deinem Brauch,
Daß zu unserm Leben
Speis und Trank uns ferner auch
Kraft und Nahrung geben;
Denn beym reichsten Uiberfluß
Müßten wir verschwinden,
Wolltest du mit dem Genuß
Kein Gedeihn verbinden.

Nimm denn unsern Dank, o Gott,
Für Gedeihn und Stärke.
Segne ferner unser Brod,
Segne unsre Werke;
Bis wir dich nach dieser Zeit,
In dem Himmel oben,
Satt und froh in Ewigkeit,
Mit den Engeln loben.

3. Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Acht gegeben hatte; so gestand sie es dem Lehrer gleich und

 sprach:

sprach: „Ich habe nicht recht Acht gegeben; aber ich „will mich bessern. Ich bitte, sagen Sie mir es noch „einmal!„ Wenn sie sonst worinn gefehlt hatte, und es ihr von ihren Aeltern verwiesen wurde; so begehrte sie sich nicht zu entschuldigen, ihren Fehler zu verkleinern oder gar zu läugnen; sondern sie sprach: „Ich „habe unrecht, und verdiene Strafe, will sie auch leiden; aber werdet mir nur nachher wieder gut, lie„be Aeltern! Denn das betrübt mich am meisten, daß „ich eure Liebe entbehren soll.“ Mit solchen Gesinnungen gefällt man Gott und Menschen wohl. 1 Chron. 30, 17. Spr. 2, 7.

Die erste Sünd' ist die, daß man den Herrn beleidigt;
Die zweyte, größer noch, ist, daß man sie vertheidigt.

4. Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bey fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: „Warum weinest du? Fehlt dir et„was? — Ach!„ sagte das Mädchen, „wenn ich dar„an gedenke, was aus mir werden wird, dann muß „ich wohl weinen! Die andern Kinder gehen in die „Schule, und lernen viel Gutes, und ich wachse auf, „wie Unkraut. Ich selbst habe nichts, um das Schul„geld zu bezahlen; denn ich muß ums Brod dienen, „und bleibe also ungeschickt. Wer wird mich in Dienst „nehmen wollen, wann er geschicktere Leute bekommen „kann! Ich wollte gern die Nacht arbeiten, wenn ich „nur in die Schule gehen, und was lernen dürfte!“ Da ward die Frau gerührt, und dachte: „Ich will „mich dieses armen Mädchens erbarmen. Gott will, „daß wir Mitleiden mit den Armen haben sollen; und

„jemand was Gutes lernen lassen, ist die größte „Wohlthat, die man ihm erzeigen kann.“ Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Wochen etliche Stunden in die Schule; und je mehr Gutes das Mädchen lernte, je treuer und fleißiger arbeitete es.

Erbarme dich nicht allein deiner eigenen, sondern auch fremder Kinder! Spr. 19, 17.

5. Klaus und Fritze.

Klaus war leichtsinnig und unachtsam; Fritze aber dachte nach, und gab auf alles Acht. Einst gieng Klaus aus der Stadt nach Hause. und eine Weile darauf kam Fritze denselben Weg. Da fand Fritze einen schönen Ring. Vor dem Dorfe lag Klaus unter einem Baum und schlief. Fritze weckte ihn auf, und erzählte ihm sein Glück. Da rieb sich Klaus die Augen, gähnte und sprach: „den hätte ich auch finden können; denn gewiß hat ihn der Herr verlohren, der „mir vor der Stadt begegnete.“ „Warum hast du „ihn denn nicht gefunden?“ antwortete Fritze. „O! „sagte Klaus, wer kann auf alles Acht geben!“ Fritze machte darauf bekannt, daß er den Ring gefunden habe, und erhielt von demjenigen, welchem er zugehörte, zehn Thaler zum Geschenke.

Achtsamkeit ist sehr nützlich. Spr. 4, 1. 20. 25.

Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer
Und mancher fand durch sie sein Glück.
Der Träge träumt, und übersieht im Schlummer
So manchen günstigen Augenblick.

6. Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset, und wollte so eben auch die sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester! wenn du wüßtest, „was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit „auf.“

Marie. Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Cantor spricht: „wenn man die „Kerne im Herbst oder Frühling in die Erde säet, so „kann aus jedem Kern mit der Zeit ein Baum wer„den, der viel schöne Früchte trägt. Da aber die „Bäume nicht über Nacht wachsen, sondern wohl „Zeit haben wollen: so muß man recht frühzeitig an„fangen, dergleichen zu ziehen.“

Da giengen die Kinder sogleich in den Garten, gruben ein Beet herum und säeten alle Kerne, die sie den Herbst über aufsparten, hinein. Im folgenden Jahre wuchsen die kleinen Bäumchen haufenweise hervor. Fritz zog nun die überflüßigen heraus, damit sie nicht allzu hart beysammen stauden, und Marie hielt das Beet von allem Unkraut rein. Nun lernte Fritz von einem Gärtner das Belzen und Oculiren, und unter andern auch das sogenannte englische Belzen. Er schnitt nämlich die Stämmchen, wenn sie kaum so dick waren als der kleine Finger eines Kindes, gerade herüber ab, und machte quer durch den Kern einen zolltiefen Spalt, wie man ihn macht, wenn man einen Keil einschlagen will. Nun schnitt er sein Belzreiß keilförmig, das heißt, er schnitt allenfalls Dau-

mens

mens breit auf zwey Seiten das Reiß so zu, daß es unten scharf wie ein Meissel wurde, dabey aber nahm er sich sehr in Acht, daß er neben herab die Schale nicht ablösete. Jetzt steckte er das Reiß in sein Stämmchen, band es fest mit Bast oder Bindfaden zu, und verwahrte es mit Baumwachs, daß die Luft nicht zukommen konnte. Diese Art, auf den Kern zu belzen, zog er jeder andern Weise vor, weil hier die Reißer am frühesten aufgesetzt werden können, am leichtesten gedeihen, am schönsten beym Schnitt verheilen, und am schnellesten fortschlagen. Nach ein paar Jahren versetzte er die gebelzten Stämmchen auf den Gütern seines Vaters in sehr weite Gruben, damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten, und band die Bäumchen an Stäbe, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen. Am liebsten versetzte er im Herbste; aber dann machte er's nicht wie manche, die die Aeste sogleich beym Setzen im Herbste schon abstutzen. Erst im Frühling schnitt er den überflüßigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet. Kurz, Fritz bekam eine ungemein große Freude zur Baumzucht, und was er anfieng, gerieth ihm wohl. Da nun Fritz und Marie größer wurden, ärndteten sie fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie einst Aepfel pflückten, da sagte Ftitz zu Marien: „Ey! wars nicht gut, daß du die Kerne damals nicht „aufaßest?“ Ja wohl! sagte Marie. „Aber wie „gut war es, daß du in die Schule giengst, und sol„che gute Sachen lerntest!“

Ein guter Rath ist Geldes werth. Sir, 40, 25. Achte nichts geringe, das nützlich ist.

7. Die kleine Lügnerin.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaum etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie bloß für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher es Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wieder kam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da war von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Aeltern, Lehrer und Obrigkeiten befragen, der lüget.

Lügen werden gemeiniglich entdeckt, und wer gelogen hat, wird bestraft.

Ein junger Lügner, ein alter Dieb.

Gott läßt es den Lügnern nicht wohl gehen, und hat einen Abscheu an den falschen Leuten. Ps. 5, 7. Sir. 20, 26 = 28.

8. Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm bat seine Mutter um Brod; da entstand unter ihnen folgendes Gespräch:

Die Mutter. Ja, mein Sohn! ich will dirs geben; aber weißt du wohl, wovon das Brod herkommt?

Wilhelm. Ihr habt es gebacken, liebe Mutter.

Die Mutter. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, machte es ein, säuerte mit Sauerteig, daß es aufgieng, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig, den Backofen zu heitzen, und als dieser gehörig warm war, da backte ich den Teig, und es ward eßbares und gesundes Brod. Sieh, mein liebes Kind! so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brod wird. Aber wo kommt denn das Mehl her?

Wilhelm. Aus Korn. Der Müller macht es auf der Mühle.

Die Mutter. Wo kommt denn das Korn her?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde. Mein Vater hat es gesäet.

Die Mutter. Nicht allein gesäet; sondern kein Vater hat erst das Land gepflügt, gedüngt, und dann den Saamen hineingesäet, und ihn untergepflügt oder eingeegget. Ist aber nun alles geschehen, mein Sohn?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter! mein Vater hat das Korn geschnitten, gesammelt, gebunden, in die Scheune gebracht, und ausgedroschen.

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn. Aber wer hat es denn gemacht, daß der Saame aufgieng und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Und wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unserer Arbeit? Wer beschützte unser Haus und Feld vor verderblichem Wetter? Dieses alles konnte weder dein Vater, noch sonst irgend

ein Mensch. Aber sieh, mein Kind! alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater der sie sehr lieb hat und für sie sorget. Gott, ist sein Name. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater thut zu unserem Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben, und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brod hättest du nicht, mein Kind! wenn Gott es nicht hätte gedeihen lassen. Nicht genug aber, daß der liebe Gott das, was zum Unterhalt gehört, wachsen und wohl gerathen läßt. Wenn es dir auch nützlich seyn soll, so gehört noch etwas dazu. Weißt du mir es zu sagen?

Wilhelm. Ja, liebe Mutter! Es muß mir auch wohl anschlagen.

Die Mutter. Recht, lieber Wilhelm! ohne gesunden Magen, der wohl verdaut, und ohne gesunde Eingeweide überhaupt, können Speise und Trank uns keine Kraft, keine gesunden Säfte geben. Hast du wohl schon gesehen, daß Leute sehr viel aßen und doch nicht gesund waren?

Wilhelm. Ach ja! das sah ich wohl, da unsers Nachbars Konrad krank war. Er aß den ganzen Tag und starb doch an der Schwindsucht.

Die Mutter. Siehe, mein Sohn! wie viel Gott für uns thun muß, wenn wir täglich satt werden und dabey gesund bleiben sollen. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, lieben, und uns über ihn freuen sollen. Wenn du willst,

will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erinnere mich daran.

Wilhelm. O ja, liebe Mutter! das will ich gerne thun. Sir. 43, 37. Ps. 65, 10. 11.

9. Wie gut ist es, wenn man was Nützliches gelernt hat!

Fritz hatte in der Jugend zur Gärtnerey Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernt, wie die Obstbäume müßten gepflanzt, beschnitten, gebelzt und oculiret werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaden, der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nichts gelernet hätte. Aber weil er mit der Baumzucht gut umzugehen wußte, so hatte er immer einen kleinen Verdienst; denn er zog in seinem Garten schöne Bäume, die er an solche Leute verkaufte, die nicht selbst mit dem Belzen und Ociuliren umgehen konnten oder mochten. Endlich kam ein neuer Schulz in das Dorf, der gar sehr auf das Beßte der Gemeinkasse bedacht war. Dieser brachte es dahin, daß alle Gemeinplätze, wo sichs thun ließ, mit allerley Bäumen besetzt wurden. Zu dem Ende mußte Fritz eine öffentliche Baumschule zum Beßten der Gemeine anlegen, wozu man ihm einen schicklichen Platz anwieß und einzäunte. Die gebelzten und oculirten Bäume, die Fritz schon vorräthig hatte, kaufte man ihm sogleich ab, und gab ihm dann aus der Gemeinkasse jährlich etwas an Getreide, Geld und Ackerland, wofür er die Baumschule in Ordnung halten; mit Verhörse

etlicher Handfröhner, die Bäume reihenweis setzen, anbinden, des Winters mit Stroh verwahren, und die großen Bäume, die schon vor seiner Zeit da standen, ausputzen mußte. Dabey hatte denn Fritz sein ehrliches Auskommen mit Weib und Kindern. Da er starb, beweinte ihn die ganze Gemeine, und der Pfarrer lobte ihn wegen seiner Verdienste um das ganze Dorf, nicht nur gar sehr in der Predigt, sondern schrieb es auch in sein Pfarrbuch, daß man die Aufnahme der Baumzucht in seinem Dorfe, keinem andern Menschen als Fritzen und dem damaligen Schulzen zu verdanken habe. Noch heute stehn eine Menge von den Bäumen, die Fritz gepflanzt hat, und seit geraumer Zeit zieht die Gemeine jährlich, eins ins andere gerechnet, 300 fl. reinen Profit von dem Obste, womit allerley nützliche Einrichtungen gemacht, und nöthige Ausgaben bestritten werden.

Was Nützliches lernen, schadet niemals, und kann oft viel helfen.

Ein fleißiger kluger Mann, ist oft noch Wohlthäter an Kindeskindern, Sir. 37, 25-29.

10. Das Vogelnest.

Karl und seine Kameraden nahmen fast alle Vogelnester um das ganze Dorf her aus, fiengen die Alten beym Neste, und quälten dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch gewöhnten sich fast alle Vögel von dieser Gegend weg; und im Frühjahre, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreuet wird, war es bey diesem Dorfe traurig und still. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürm daselbst, daß die

Leute

Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nützliches Obst bekamen. Denn alles ist von Gott zum Nutzen mit großer Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel singen meistentheils schön, und verzehren für sich und ihre Jungen, sehr viel Raupen und Würmer, welche den Baum- und Gartenfrüchten schädlich sind.

Der Mensch hat nach Gottes Erlaubniß die Herrschaft über die Thiere, daß er sie zu seinem Nutzen tödten kann; aber quälen muß er sie nie, auch nicht aus Muthwillen tödten. 5 Mos. 22, 6. 7.

11 Aerndtelied.

Herr Gott! wir loben dich für allen deinen Segen;
Den wir mit frohem Muth in unsre Scheunen legen.
Du wußtest, was uns fehlt, und halfest gnädiglich.
Nun ist kein Mangel mehr, und alles freuet sich.
Doch laßt uns beym Genuß der Güter dieser Erden
Nicht undankbar und frech, nicht faul und lieblos werden.
Der dankt Gott in der That, der, wenn Gott Segen gibt,
Aus Liebe gegen Gott, auch Lieb an Menschen übt.

12. Von Kinderspielen und Vergnügungen.

Als Wilhelm, Fritz, Martin, Karl, Sophie, Louise, Marie und Elisabeth Kinder waren, da spielten sie nach der Schule, wann schönes Wetter einfiel, manche

che Stunde. Endweder einer sang, und die andern tanzten; oder sie sangen alle unter dem Schatten eines grünen Baumes ihre Kinderlieder. Wann die Knaben Ball schlugen, oder Kegel schoben, oder in die Wette liefen, oder ihre Stärke versuchten, dann zogen sie ihre Kleider aus, um sie zu schonen; so bald sie aber aufhörten zu spielen, dann zogen sie ihre Kleider wieder an, um sich nicht zu erkälten. Die sanften Mädchen sahen dergleichen Spielen, welche sich für ihr Geschlecht nicht schickten, zu, und flochten indeß einen Kranz von Feldblümen für den, der seine Sache am beßten machte. Niemals sah man sie im Ernst sich zanken oder schlagen, auch nicht mit Koth sich besudeln, oder öffentlich auf eine unanständige Art im Wasser baden. Dieses lezte, welches der Gesundheit doch sehr nützlich ist, thaten sie an abgelegenen Oertern, in hellem und nicht allzu tiefem Wasser, und gewöhnlich des Abends, wenn das Wasser von der Sonne schon erwärmt war. Dabey hüteten sie sich vorzüglich, daß keiner, der sich erhitzt hatte, eher in das Baad stieg, als bis er abgekühlt war. Und so blieben sie vergnügt und gesund, und alle Leute freueten sich, wenn sie der unschuldigen Frölichkeit dieser guten Kinder zusehen konnten.

Unschuldige Freude ist allen Menschen erlaubt; nur unwürdige und freche Lustigkeit ist verboten.

Es ist Weisheit, Vergnügungen und Erholungen des Gemüthes zu suchen, um desto gesunder und munterer die eigentlichen Geschäfte treiben zu können. Aber es ist Thorheit, sich beständig vergnügen und erholen zu wollen, ob man gleich nicht gearbeitet hat.

Sey auch in der Wahl deiner Vergnügungen weise; so kannst du dich allwege freuen.

13. Der kleine Dieb.

Der kleine Peter hatte oft seinen Aeltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaren und andern Sachen weggenommen. Als ihn endlich seine Mutter darüber antraf, sagte sie es dem Vater; und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da Peter nun sehr weinte, und vorwenden wollte: „Er hätte ja nur eine Kleinigkeit weggenommen;" „so sagte der verständige Vater: „Eben darum straf „ich dich hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten ler„nest, Dinge von größerem Werthe stehlen, und end„lich am Galgen sterben müssest.„

„Denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, nimmt „dereinst auch Geld, wenn er dazu kommen kann."

„Ein andermal nimm nicht das geringste, ohne „die Erlaubniß dessen, dem es gehört."

Du sollst nicht stehlen. 3 Mos. 19, 11.

14. Die ungleichen Brüder.

Karl ehrte seine Aeltern, denn er gehorchte ihnen, und hütete sich sorgfältig, ihnen Verdruß zu machen. Klaus aber that, was ihm gut dünkte, schlug alle guten Lehren seiner Aeltern und Lehrer in den Wind, und machte, weil er unverständig handelte, seinen Aeltern manches Herzeleid.

Als sie beyde groß wurden, bekam Karl bald einen guten Herrn, bey dem er Brod hatte. Seinen

Lohn brachte er nicht bey Wirthen, Bäckern, und Musikanten durch, sondern sparte sich etwas zusammen; kaufte sich dann von seinen Sparpfennigen und von dem kleinen älterlichen Vermögen, ein Gut, und heyrathete eine fromme und fleißige Frau, mit welcher er vergnügt lebte.

Klaus aber blieb grob, dumm und faul. Er bekam aber immer den schlechtesten Herrn; denn kein guter Herr konnte ihn leiden, oder mochte ihn behalten. — Als er alt wurde, bettelte er vor Karls Thüre.

Ehre Vater und Mutter, und gehorche deinen Lehrern, auf daß dirs wohl gehe!

Wer etwas kann, den hält man werth;
Den Ungeschickten niemand begehrt.

15. Der Baumverderber.

Hans that gerne unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmiede holte und unterwegs einen jungen Baum sah; so machte er sich daran, und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfs hatte zwo Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen lassen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange auflauern, bis Hans dabey betroffen wurde. Er wurde empfindlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten „Bäume zu bezahlen. Da sagte er: „Ich habe nicht „allein Schaden gethan, andere haben auch Bäume „beschädigt.“ Darauf antwortete der Herr: „Aber

„dich

„dich haben wir bey Beschädigung der Bäume an„getroffen, und die andern nicht. Hast du andere „gesehen, welche die Bäume beschädigten; so hättest „du es angeben, aber nicht nachmachen müssen."

Um solcher bösen Buben willen bleiben viel nützliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.

Hütet euch, bösen oder thörichten Leuten nachzuahmen; sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene zuvor schon gethan hatten. Spr. 24, 1.

Moses gebot sogar den Kriegsleuten, daß sie im Feindesland die Fruchtbäume nicht beschädigen sollten. 5 Mos. 20, 19.

16. Der feurige Mann, oder das Irrlicht.

Eines Abends kam Steffen zu seinem Nachbar Wilhelm, und erzählte, daß er in voriger Nacht beynah ein Paar Ochsen über einen feurigen Mann eingebüßet habe. Die Sache war so: Steffens Knecht war in die Stadt gefahren und kam spät zurück. Etwa drey Viertelstunden vom Dorfe begegnete ihm ein Irrlicht. Aus Furcht, daß sich das Ding auf seinen Wagen setzen möchte, fuhr er also so stark darauf los, daß er das Vieh bis zum hinstürzen übertrieb. Nach dieser Erzählung entstand folgendes Gespräch zwischen den beyden Nachbarn und Wilhelms ältesten Sohne.

Sohn. Aber was war denn nun der feurige Mann, lieber Vater? Doch wohl ein Feldschieder, der bey Lebzeiten die Grenzen verrückt hat?

Vater. So einfältig wirst du doch nicht seyn, das zu glauben?

Sohn. Nein, lieber Vater, — daß das Aberglauben seyn muß, weiß ich wohl; aber doch weiß ich auch nicht, was die feurigen Männer eigentlich für Dinger sind.

Vater. Aus der Erde steigen beständig allerley Dünste empor. Unter diesen gibt es nun fette schwefelige, die sich oft ganz dick zusammen ziehen und entzünden. Sammeln sie sich hoch in der Luft und fallen dann glänzend auf die Erde herunter: so nennt man sie Sternschnuppen, weils so aussieht, als fielen sie von einem Stern herab. Sind aber die Dünste nicht so gar schwer: so treibt sie der Zugwind oft viele hundert Schritte über ganze Dörfer weg; dann nennt man sie feurige Drachen. Sammeln sich aber die Dünste hart über der Erde, so daß sie wegen ihrer Schwere nicht mehr empor können, sondern, wie dürres Laub, von der Luft fortgetrieben werden; dann nennt man sie feurige Männer, Lichtermännchen, Irrlichter, Irrwische ꝛc ꝛc. Nach und nach brennen diese Dünste sämmtlich ab, und liegen, wie ein Klümpchen Schleim, auf der Erde. Sie entstehen am liebsten an sumpfigen Orten, auf Gottesäckern und auf andern Plätzen, wo es viel Ausdünstungen gibt, besonders im Herbste und Frühling.

Sohn. Wie groß ist denn so ein Irrlicht?

Vater.

Vater. Beyläufig wie die Flamme eines Lichtes; daher man auch oft nicht unterscheiden kann, ob man einen Irrwisch oder eine Laterne sieht.

Nachbar Steffen. Aber, vergebt mir, Nachbar, wie kann sich denn so ein Flämmchen einem auf den Nacken setzen, und die Leute fast todt drücken?

Vater. Das Flämmchen kanns wohl freylich nicht; aber die Furcht sitzt wie ein Centnerstein auf dem Nacken; die Leute laufen sich ausser Athem, können nicht mehr vom Flecke, und geben dann dem feurigen Mann die Schuld.

Nachbar Steffen. So viel ist aber doch richtig, daß sie hinter einem herlaufen?

Vater. Das kann wohl seyn und geht auch ganz natürlich zu. Durch das schnelle Laufen, drückt man die Luft sehr rasch vor sich weg, und hinter dem Rücken entsteht Zugluft. Kommt also das Irrlicht einmal in den Zug, so hüpft es freylich immer hinter einem her, bis es verlöscht.

Nachbar Steffen. Da könnt ihr Recht haben, Nachbar! Nun erklär' ich mir auch, warum die feurigen Dinger davon laufen, wenn man tapfer flucht; denn beym Fluchen bleibt man gewöhnlich stille stehen.

Vater. Vielleicht kommts auch daher, weil man beym Fluchen die Luft sehr hastig aus dem Munde stößt und seinen Mund gerade gegen das Flämmchen hinrichtet, das gar leicht fortgewehet werden kann, wenns nahe bey einem ist.

Sohn. So soll man denn also fluchen, wenn man ein Irrlicht sieht?

Vater. Nein, mein Sohn! fluchen und schelten sollen wir bey keiner Gelegenheit. Das Beßte ist, man geht gemächlich seinen Weg, ohne sich um das Irrlicht zu kümmern.

Sohn. Woher kommts denn aber, lieber Vater! daß einen die Irrlichter so gern irre führen?

Vater. Daher, weil man gewöhnlich mehr auf das Irrlicht als auf den Weg sieht; vor abergläubischer Angst nicht mehr Rechts und Links unterscheiden kann, und überhaupt des Nachts leicht irre geht.

Lerne daraus, mein Sohn! was der Aberglaube für ein schädliches Ding ist. Er macht, daß wir uns an unsern Mitmenschen gar oft versündigen, indem wir ihnen oft Böses zeihen, ihnen z. E. Hexereyen Schuld geben, und wenn sie schon begraben sind, ihnen noch nachreden, daß sie umgiengen und sich sehen ließen. Der Aberglaube macht uns furchtsam; schadet uns oft an unsern Gütern und an unsrer Gesundheit, und macht uns, wenigstens bey allen gescheiden Leuten, lächerlich oder verächtlich.

17. Ursach und Wirkung.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht," sprach Karl, „ich kann es zu nichts bringen, ich bin immer verdrießlich, die Leute sind mir nicht gut, und ich „werde oft gestraft." „Das will ich dir sagen," antwortete Fritze, „du bist kein fleißiger Arbeiter, „du hast ein böses Gewissen, du bist feindselig gesinnt „gegen andere Menschen, und thust oft solche Hand„lungen, welche die Obrigkeit strafen muß. Und

„das

„das kann also nicht anders seyn"; denn auf solche „Ursachen folgen solche Wirkungen." Sir. 7, 1. 2.

18. Die Mausefalle.

Eine alte und eine junge Maus liefen um eine Mausefalle von Eisendrat herum, und rochen den Speck, der darinn war. Die alte versuchte lange, zu dem Speck zu kommen, ohne in die Mausefalle zu kriechen; denn es schien, als ob sie eine Gefahr dabey besorge. Als es aber nicht angieng, da lief sie weiter. Allein, die junge Maus bedachte sich nicht lange, sondern kroch hinein, als sie eine Oeffnung fand, und fraß den Speck begierig auf. Als sie satt war, da wollte sie ihre Freyheit suchen, aber diese war verlohren, und sie war gefangen.

Das Alter bringt Erfahrung und Vorsicht; und dreister Vorwitz mit Unerfahrenheit, ist ein gewöhnlicher Fehler der Jugend. Wer jung ist, sollte daher billig ein Mißtrauen in seine eigenen Einsichten setzen, und es sich nicht zutrauen, daß er sich selbst regieren könne. Sir. 3, 27.

Welch ein Glück ist es für die Jugend, daß sie durch Unterricht und Lehre vor Gefahren gewarnet wird!

Wer sich warnen läßt, bleibt sicher! aber der vorwitzige Verächter der Lehre kommt zu Schaden.

19. Die verständige Mutter.

Maria hatte viel Kinder; aber sie hütete sich sorgfältig, ein Kind mehr zu lieben, als das andere. Wenn auch ein Kind viel besser aussah, als das andere, und es war unartig und boshaft; so strafte sie es ohne Verschonen. Denn sie sprach: „Gott hat mir „diese Kinder alle gegeben. Für alle soll ich Mutter „seyn. Ein jedes wird Gott einmal von meinen „Händen fordern. Ach Gott, gib mir doch rechte „Weisheit, daß ich sie zu guten nützlichen Menschen „erziehen möge!“ Wann eins starb, so betrübte sie sich nicht ohne Maaße. Sie that vorher alles, um es zu erhalten; aber wann es doch starb, dann lobte sie Gott, so bald sie nur den ersten Schmerz ausgeweint hatte. Denn sie sprach: „Mein Kind ist ja „nicht verlohren, darum weil es gestorben ist. Ich „weiß aus Gottes Wort, daß die Seele nicht stirbt, „sondern erhalten wird zum ewigen und bessern Le„ben.“ Ihre Kinder geriethen auch alle wohl, und wurden nützliche Menschen.

Sir. 30, 2. Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich hernach seines Kindes freuen

20. Aehnlich und unähnlich.

Hast du auch was aus der Schule gemerkt, Fritz? sprach ein Vater zu seinem Sohne, und was hast du gemerkt? Erzähle mirs doch wieder.

Fritz. Unser Lehrer hat uns gesagt, was ähnlich und unähnlich ist, und wie man vergleicht und unterscheidet.

Vater.

Vater. Nun, wie vergleicht man denn?

Fritz. Man sieht zu, worinn die Sachen, die man vergleicht, ähnlich sind.

Vater. Und wie unterscheidet man?

Fritz. Wenn man zusieht, worinn die Sachen, die man unterscheiden will, unähnlich sind.

Vater. Führe einmal von beyden ein Exempel an.

Fritz. Mein Bruder Wilhelm und ich sind beyde Söhne unserer lieben Aeltern; darinn sind wir uns gleich. Wir sehen uns auch ähnlich an Gesicht und Haaren; aber an Jahren, Größe, Stärke etc. sind wir unterschieden.

Vater. Was nützet es denn, dieses zu wissen?

Fritz. Unser Lehrer sagt, wir lernten richtiger denken, und blieben vor dem Irrthum verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen: auch könnten uns verständige Leute dann eher bedeuten, und wir könnten vernehmlicher sprechen.

Vater. Euer Lehrer hat recht, und das Exempel von deinem Bruder bringt mich auf eine Frage: Weißt du noch, wie unser Wilhelm krank war?

Fritz. Ja wohl, lieber Vater! es war im vorigen Herbste. Wenn ihr und die Mutter jenesmal nicht noch eben recht heimgekommen wäret: so hätten wir den Bruder gewiß eingebüßt.

Vater. Warum denn?

Fritz. Weil er eben den warmen Wein austrinken wollte, den ihm die Nachbarinn gemacht hatte.

Vater. Warum gab ihm denn die Nachbarinn warmen Wein?

Fritz. Weil er so jämmerlich über Kopfweh klagte, und weil sie ihren Ludewig auch schon einmal mit heissem Wein kurirt hatte.

Vater. Warum wollt' ich denn aber unsern Wilhelm den heissen Wein nicht trinken lassen, der doch dem Ludewig so wohl geholfen hat?

Fritz. Ihr sagtet: Ludewig habe seinen Magen erkältet gehabt und davon Kopfweh bekommen; da wäre denn heisser Wein sehr gut gewesen. — Wilhelm aber hatte der Hitze nur allzuviel und würde wohl die Kopfkrankheit bekommen; da wäre der hitzende Wein so schlimm als Gift.

Vater. Richtig. Wie kam ich denn aber auf die Krankheit deines Bruders zu sprechen?

Fritz. Weil ich eben sagte, daß wir in der Schule gelernt hätten, wie man vergleicht und unterscheidet.

Vater. Paßt denn aber wohl die Krankheit deines Bruders hieher?

Fritz. Ja wohl, lieber Vater! Wilhelm und Ludewig waren sich darinne gleich, daß beyde am Kopf litten; aber darinn waren sie ungleich, daß der eine zu viel und der andere zu wenig Hitze hatte.

Vater. Die Nachbarinn hat also zwar ihren Sohn und deinen Bruder, in Ansehung der Krankheit, verglichen; aber was hätte sie noch mehr thun sollen?

Fritz.

Fritz. Sie hätte auch unterscheiden sollen.

Vater. Siehst du nun, Fritz, daß die heutige Lehre wirklich gut ist, und uns vor dem Irrthum verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen?

Fritz. Ja, lieber Vater! — Morgen will unser Lehrer noch mehr davon sagen, was ähnlich und unähnlich ist, und uns zeigen, wie es zu verstehen seye, wenn man spricht: daß man Gott ähnlich werden müsse. Das begreif' ich aber nicht, wie ein Mensch Gott ähnlich werden kann.

Vater. So wie du vorher von deinem Bruder Wilhelm erzähltest, daß ihr euch in einigen Stücken ähnlich, in andern aber verschieden wäret; so ist dieses auch von Gott zu verstehen. So allmächtig, so herrlich, so weise, so allwissend, wie Gott, oder ihm völlig gleich, können wir nicht werden. Aber wir können, so wie Gott, das Gute lieben und das Böse hassen, treu unsre Mitmenschen lieben, und ihnen nach unsrem Vermögen Gutes erweisen, so verständig, als möglich, zu werden trachten, damit uns Gott sehr glücklich machen könne. — Sieh, mein lieber Sohn, darinn können wir Gott ähnlich werden. Und dazu hat uns unser Heiland Jesus Christus ein Vorbild gelassen, oder uns gezeigt, wie wir es machen müssen, um solche Gesinnungen, als er hatte, zu bekommen.

Fritz. Ach, wäre ich doch so gesinnt, lieber Vater!

Vater. Sey ferner fleißig, mein lieber Sohn, Gutes zu lernen, und willig, es zu thun; und stärke

dich in diesem Vorsatze durch ein tägliches aufrichtiges Gebet zu Gott, dem Geber alles Guten!

Wenn noch viele Aeltern dem Vater unähnlich sind; so ists kein Wunder, daß viele Kinder auch Fritzen nicht gleichen.

21. Der arme Waise.

Karl war acht Jahr alt, da seine Mutter starb, die als eine arme Wittwe bey der Theurung sich und ihr Kind kümmerlich ernährt hatte. Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg; und Prediger, Schulmeister und Träger begruben sie umsonst. Da die Leiche zur Erde bestattet war und das Volk aus der Kirche gieng, blieb der brave Prediger auf dem Kirchhofe stehen, und ließ die Männer um sich her versammeln. Laßt uns ein gutes Werk thun, sagte er! Es taugt nicht, daß wir den Jungen der verstorbenen Wittwe mit dem Brodsack herumziehen und betteln lassen. So viel Recht haben Fremde bey uns; der Einheimische muß einen Vorzug haben, und leicht könnte bey dem kleinen Karl das Sprichwort eintreffen: jung gewohnt, alt gethan! Besser ists also, wir geben ihm nach der Reihe den Tisch. Sogleich verstanden sich 14 wackre Bauersleute dazu, und der Pfarrer machte es aus, an welchem Tag jeder dem Knaben zu essen geben sollte.

Nun war nur noch die Frage: wer den kleinen Karl kleidete und beherbergte. Die Kleidung versprach sogleich der Prediger zu schaffen; nur mit der Herberge gab es noch Anstand. Herr Pfarrer, rief

endlich der Todtengräber: Ich habe der Mutter ihr letztes Haus umsonst gemacht, geben sie mir nun auch den Sohn. Er soll Dach und Fach bey mir haben, weil ich nichts bessers für ihn thun kann. Sogleich führte er Karln nach Hause, sah fleißig darauf, daß er sich reinlich und ordentlich hielt, und Karl war so fromm und folgsam, daß ihn jedermann liebte. Seinen Kostherren bot er sich zu allerley kleinen Diensten an, dankte Gott täglich für seine Versorgung, und betete für seine Wohlthäter. Endlich lenkte Gott das Herz des Herrn im Dorfe; er erbarmte sich seiner, und machte ihn zum Aufwärter bey seinem Sohn, da er denn die Erlaubniß bekam, täglich mit in die Schule zu gehen. Und weil er Acht gab und fleißig war; so lernte er viel Gutes. Als er und sein junger Herr nun grösser wurden, da rettete Karl durch seine Treue und Tapferkeit seinem jungen Herrn einst das Leben, und dieser setzte ihn, da sein Verwalter starb, über seine Güter; denn Karl war klug und konnte fertig schreiben und rechnen.

Sir. 11, 21. Vertraue Gott; denn ihm ists leicht, die Armen reich zu machen.

22. Die gute Magd.

Christiana diente bey einer schlimmen Herrschaft, die ihren Leuten wenig zu essen, und beständig Scheltworte gab. Christiana war arm, aber fromm. Sie betete oft zu Gott und sprach: „Ach, lieber Gott, „lenke doch, wenn es dein guter Wille ist, das Herz „meiner Brodherrschaft zu mir, daß sie mir nicht so „hart und lieblos begegnet! Aber vielleicht ist mir

„diese

„diese Trübsal nützlich; wer weiß, wie ich die guten „Tage vertragen würde! Vielleicht würde ich frech „und liederlich, wenn es mir zu wohl gienge. Du „weißt es am beßten, Herr, mein Gott! Schenke „mir Geduld, und hilf mir, daß ich treu und fleißig „sey, wenn es mir gleich schlecht vergolten wird. „Du, Herr! wirst alles wohl machen, und zu seiner „Zeit mir Freude schenken.“

Eine wohlhabende Wittwe, die keine Kinder hatte, bemerkte Christianens gute Aufführung, nahm sie zu sich, und versetzte sie in gute Umstände. Da nach etlichen Jahren die Wittwe starb und das Testament geöffnet wurde, fand sich, daß sie Christianen, wegen ihres ungemein guten Verhaltens, mit einem Bett und 500 fl. bedacht hatte.

Gott kennt der Freude rechte Stunde,
Er weiß, wenn sie uns nützlich ist.

23. Der gute Knecht.

Martin war krank, und mußte seinem Knecht die Arbeit anvertrauen. Anstatt, daß ein böser Knecht, ohne Aufsicht, nachläßig und träge gewesen wäre; so war dieser gute Knecht doppelt fleißig, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, alles recht gut zu machen. „Ey! sagte er: wie wird sich mein Brodherr freuen, „wann er meine Treue sehen wird! Er soll sich noch „einmal sobald erholen von seiner Krankheit, wann „er alles gut finden wird, und sich nicht ärgern darf.“ Martin wurde wirklich besser, und gab diesem guten Knecht seine Tochter; und da er keinen Sohn hatte, so bekam nach Martins Tod der Knecht das Bauerngut.

Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Matth. 25, 21. Sir. 7, 22. 23.

24. Kinderlied.

Kinder! gerne wollen wir
Nun zur Schule gehen,
Sorgt der Lehrer doch dafür,
Daß wir es verstehen,
Was er lehrt. Es ist nicht schwer,
Wie mans itzo treibet:
Leichter wird es immer mehr,
Wer nur fleißig bleibet.

Wenn wir groß sind, gehts uns wohl;
Jeder will uns haben:
Denn wir wissen, wie man soll
Nützen Gottes Gaben.
Wer der Herrschaft Nutzen sucht,
Dem nützt sie auch wieder.
Faulheit sey von uns verflucht:
Arbeit stärkt die Glieder.

Alles Gute kommt von Gott.
Segne du die Lehren,
Die wir, o du guter Gott!
Jetzt so reichlich hören.
Segne du an uns dein Wort,
Daß wirs thätig ehren,
Dann wird sich in unserm Ort
Tugend schnell vermehren.

25. Der Hirte.

An einem schönen Morgen sah ein Hirte sein Vieh vor sich weyden. Er hatte eben den 10ten Psalm gelesen; denn er führte beständig seine Bibel und Gesangbuch bey sich. Da waren in seinem Gemüth fromme Gedanken und Vorsätze! „Gott!“ sprach er in sich, „Gott du bist herrlich und sehr gnädig! Wie „schön ist alles, was du gemacht hast! Wie glücklich „bin ich, daß ich dich preisen kann! Ich bin hier ganz „allein; aber du, Herr! siehest und kennest mich! „Nun will ich auch in meinem Amt treu seyn, Scha„den verhüten, und Gutes thun. Denn das ist Got„tes Wille. Und womit kann ich Armer meinen „Dank gegen Gott besser beweisen, als durch einen „aufrichtigen Gehorsam?“ Da gieng er hin, und reinigte die jungen Satzweiden von Wasserzweigen; und diejenigen, welche zu locker standen, trat er fest. Wo er auf den Wiesen Maulwurfshügel antraf, da stellte er Fallen auf und fieng die schädlichen Thiere; denn er konnte gut damit umgehen. Er suchte sich Zweige, und besserte den Zaun, der schadhaft war, und suchte gute Kräuter für die Kranken im Dorfe. Kurz, er dachte mit großem Ernst darauf, daß er Gutes thäte. Das gefiel den Leuten im Dorfe sehr wohl, und sie liessen ihn keine Noth leiden, da er alt und schwach wurde.

Bete und arbeite! Sir. 31, 27. 7, 22.

26. Das wohlthätige Kind.

Ein Bettler sagte zur Zeit einer großen Theurung, da man aus den wenigsten Häusern den Armen Brod

reichte,

reichte, zu dem Kinde eines Tagelöhners, welches in jeder Hand ein Stück Brod hatte: „Ach! mich hun„gert gar sehr. Liebes Kind! gib mir doch nur die „Hälfte von dem kleinsten Stück Brod, das du trägst!„ — Und das Kind gab ihm das größte Stück ganz, und freuete sich, wie der arme Bettler das Brod aufspeisete. Da sagte der Bettler: „Nun hast du mich „armen hungrigen Mann gesättiget; Gott segne dich „dafür, du gutes Kind!„ Und als das Kind groß wurde, gieng es ihm wohl.

Denn Gott belohnt durch weise Fügungen oft schon auf Erden Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

27. Der dankbare Sohn.

Karl legte sich mit solchem anhaltenden Fleiße auf die Landwirthschaft, daß ihn der vornehme Herr, bey dem er diente, zum Hofbauern annahm. Karl heyrathete nun ein verständiges Weib, und hielt das unter ihm stehende Gesind sehr ordentlich und gut, nur durfte niemand faul, nachläßig, verschwenderisch oder untreu seyn; denn er sah auf die Güter seines Herrn, als ob sie sein eigen wären. Wie er nun bey diesem Dienst einen guten Lohn bekam, von Jugend auf aber sparsam zu leben sich gewöhnt hatte; so verbrauchte er auch nicht alles von seinem Lohn zu seinen Bedürfnissen, sondern erübrigte alle Jahr etwas davon. Da dachte er an seine armen Aeltern, und schickte ihnen monatlich ein Gewisses an Gelde. Das ist die größte Freude für mich, sprach er oft, wenn ich daran gedenke, daß meine Aeltern durch mich ein ruhiges und frohes Alter erleben, und daß ichs ihnen doch eini-

einigermaßen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben. Sir. 3, 24.

Sir. 7, 29. 30. Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter wdrden bist.

28. Die neidische Nachbarinn.

Eine Bauerfrau hatte ein treflich Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe; und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh nach Hause kam, stellte sie sich in die Hausthüre, und ärgerte sich, wenn eine gute Kuh vorbey gieng, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sah, der ihr nicht zugehörte; so sprach sie: „Ich weiß nicht, wie es die „Leute machen. Ihnen geräth alles, und mir gelingt „nichts." Gleichwohl gewann sie dabey nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, war sie auch beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als einst des Schulzen Frau, von einem entfernten Verwandten, hundert Thaltr geerbet hatte. Sir. 14, 9. 10.

29. Der Dienstfertige.

„Gevatter — Vetter — Nachbar — Schwager — „helft mir doch meine gesäeten Erbsen unterpflügen. „Meine andern Pferde sind über Land, und die ich „zu Hause habe, sind plötzlich krank geworden. Die „Vögel fressen nun meine Erbsen rein auf, wenn ich „sie nicht bey Zeiten unter die Erde bringe." — So

lief

lief Hans bey allen Gevattern, Vettern, Nachbarn und Schwägern im Dorfe herum; aber alle hatten eine Ausrede; denn ein allzu lang anhaltendes Winterwetter hatte die Sommersaat verspätet, und die meisten hatten ihren Hafer noch nicht zur Hälfte bestellt, da Hans schon Erbsen säete. Der einzige Bauer im Dörfchen, zu dem Hans nicht hin wollte, war Christian. Mit dem hatte er sich vor einigen Wochen entzweyt, und ihm seitdem manchen Tort erwiesen, obgleich Christian ganz unschuldig war. Der hilft mir doch nicht, dachte Hans. Vielleicht freut er sich nur, daß er eine Gelegenheit bekommt, mir eine Bitte abzuschlagen. Endlich aber schickte er doch zu Christian: denn selbst wollte er nicht hingehen, weil er kein gutes Gewissen hatte. Christian freute sich, seinen Feind versöhnen zu können, und ohne Weigerung gab er ihm sein Gespann, ob er gleich selbst so viel zu arbeiten hatte, als irgend ein anderer. Von der Zeit an war Hans sein bester Freund, diente ihm wieder wo er konnte, und rühmte es oft, daß ihm Christian, sein vermeintlicher Feind, in der Noth geholfen habe, da ihn alle Freunde verlassen hätten.

Versöhne deine Feinde durch Wohlthaten. Röm. 12, 20. 21.

Wer uns in der Noth hilft, der ist unser wahrer Freund, Sir. 6, 7. 15.

Hat dir jemand Gutes erwiesen; so vergiß der Dankbarkeit nicht. 1 Thess. 5, 18.

30. Die Folgen des Unfriedens.

Eine Dorfschaft Bauern lebte lange im Frieden und Wohlstande. Einst aber, als die neue Kirche gebaut

wurde, verzürnten sich die Frauen darüber, daß sie sich nicht vereinigen konnten, wer auf der ersten oder zwoten Bank sitzen sollte? Da kam Feindschaft und Plauderey unter die Leute; woraus Zänkereyen im Umgang und vor Gericht entstunden, also daß sie aus Verdruß, und wegen beständiger Amtsvorstände, ihre Wirthschaft versäumten, und große Unkosten hatten. Und es währte nicht eines Mannes Leben; so hatten sich verschiedene davon arm gezankt.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Wehre den Plaudereyen, und ersticke sie im Anfange, sonst ersticken sie dich. Sir. 8, 4. 13.

Der Stolz ist die Ursache der meisten Feindschaft.

Sey nicht begierig nach eitler Ehre! Gal. 5, 26.

Der Klügste gibt nach!

Verläumde deinen Nächsten nicht! 3 Mos. 19, 16.

31. Der Vater und der Sohn.

Ein Vater sprach einstens zu seinem Sohn Wilhelm: Mein Sohn! du hast itzt eben gebetet, Gott möchte die Speise, die er gegeben hätte, segnen und uns gedeihen lassen. Hat denn Gott die Speisen gegeben?

Wilhelm. Ja, Vater!

Vater. Ich denke, wir haben sie uns durch Arbeit verschafft, und deine Mutter hat sie gekocht, und auf den Tisch gebracht.

Wilhelm. Aber wir konnten sie doch nicht wachsen lassen; wir konnten dazu keinen Regen und Sonnenschein schaffen, uns auch die Gesundheit nicht

selbst

geben, die zur Bearbeitung der Erde nöthig war: wir konnten auch kein Wasser und Feuer zum Kochen schaffen, oder das Holz so einrichten, daß es brennt.

Vater. Sollten deine Kleider auch wohl eine Gabe Gottes seyn? Die kann man ja kaufen. —

Wilhelm. Eben auch, lieber Vater. Denn sind entweder von Leinen, oder Wolle. Nun wächst der Flachs, wie das Getreide, aus der Erde, und die Wolle kommt von den Schafen, die sich von dem was aus der Erde wächst, ernähren. Dieser Wachsthum aber ist eine Gabe Gottes! Und hätten wir kein Geld, durch die Arbeit mit gesunden Gliedern verdienen können; so könnten wir auch nichts kaufen. Also alles Gute kommt von Gott.

Vater. Aber gibt Gott dergleichen mittelbar, oder unmittelbar? und muß der Mensch auch etwas dabey thun?

Wilhelm. Mittelbar, oder durch Mittelursachen, wie hier Regen und Sonnenschein, Gras und Getreide sind. Und dazu gehöret die fleißige und verständige Arbeit des Menschen nothwendig mit. Aber Gott gibt Segen und Gedeihen zur Arbeit, wenn wir fromm sind.

Da freute sich der Vater über seinen verständigen Sohn. Er küßte und segnete ihn.

„Gott hat dir," sprach er, „viel Erkenntniß ge„geben, mein Sohn! Hilf nun, so viel du kannst, „daß das Gute, was du weißt, bekannter und immer „mehr ausgebreitet werde." Sir, 21, 18.

Gott hat alles weislich geordnet und eingerichtet. Er ist ein Gott der Ordnung, und regieret, als

die erste Ursache, alles, was er gemacht hat, mittelbar oder durch Mittelursachen. Wer die Ordnung in allen Sachen liebt, der gefällt Gott.

32. Der Furchtsame.

Ein Schlotfegergeselle gieng spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte, daß er sie sollte schärfen lassen. Als nun beyde an der Ecke eines Wäldchens zusammentrafen, da erschrack Hans gewaltig; denn er war von seinen unverständigen Aeltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehöret. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Graben und Zäune nach Hause. Der Schlotfegergeselle, der seiner Furcht spottete, hob die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach dem Eisen fragte, waren sie nicht da. Und Hans hatte sich so erhitzt, nnd geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynahe gestorben wäre. Er blieb beständig dabey, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schlotfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag, und Hans wurde von Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

Furcht ist beständig bey Unwissenheit und Aberglauben. Weish. 17, 6. 12. 13.

33. Der Abergläubige.

Ein Knecht, Namens Fritz, hatte gierig warme Mehlklöße gegessen, die ihm der grosse Knecht Barte

auf

auf den Teller gegeben, und war davon krank geworden. Vor einiger Zeit hatten sich beyde gezankt, und nun glaubte Fritz, Bartel hätte ihn durch die Mehlklöße behext. Um recht gewiß seyn, gieng Fritz zu einem betriegerischen alten Weibe, das im Dorfe wohnte, und fragte dasselbige für zween Groschen um Rath. Es sprach, wie gewöhnlich, gleich von bösen Leuten, die ihm was angethan hätten rc. Nun meinte Fritz, er hätte recht, und verklagte Barteln bey der Obrigkeit.

Aber diese war verständiger, und suchte die Ursache der Krankheit in der Ueberladung des Magens, durch allzugieriges Essen der heissen Klöße, und ließ Fritzen ein Brechpulver einnehmen. Das alte Weib wurde mit einer schimpflichen Strafe belegt, weil es die Dummheit unter den Leuten beförderte. Fritz aber, der durch bessere Belehrung, und durch den Erfolg des Brechmittels, indessen zu Verstande gekommen war, mußte Barteln die Beschuldigung abbitten, und sich mit ihm versöhnen.

Aus Aberglauben entsteht viel Unglück und Feindschaft unter den Leuten, die sich doch unter einander lieben sollten. Wehe den Betrügern, durch welche dieses Aergerniß kommt! Ein Aergerniß geben, bedeutet hier, etwas thun, wodurch die Menschen ärger oder schlimmer werden.

34. Allzuviel ist ungesund.

Wenn Christoph auf eine Hochzeit, oder auf ein anderes Fest eingeladen war: so aß und trank er so viel, daß er Sinne und Verstand verlohr, und hernach

nach krank wurde. Während des Trinkens, ehe er völlig betrunken war, fieng er mit den Leuten allerley Händel an, so daß er noch ohnehin braun und blau geschlagen nach Hause getragen wurde. Denn er glaubte, das hieße einen Ehrentag feyern, und sich recht lustig machen; und darum würde so gut Essen und Trinken aufgetragen, damit ein jeder sich krank essen und um den Verstand trinken sollte. Aber Christoph hatte auch wenig Gutes von seinen Aeltern und in der Schule gelernet, und kein verständiger Mensch war gern in seiner Gesellschaft. Sir. 31, 37 : 40.

Sey frölich bey dem Genuß der göttlichen Gaben; aber laß dich deine Zunge nicht zur Unmäßigkeit verführen. Halte Maaß in allen Dingen. Unmäßigkeit ist eine größere Sünde, als man gemeiniglich glaubt. Sir. 37, 32. 33.

35. Der böse Knecht.

Hans war von schlechten Aeltern erzogen, und kam in der Jugend zu einem liederlichen Herrn, der auf das Seinige nicht Achtung gab. Da wurde er denn vollends liederlich.

Des Nachts lag er im Wirthshause, oder lief auf der Gasse herum, lauschte vor den Fenstern, besuchte liederliche Weibspersonen, und des Tages schlief er auf dem Felde bey dem Pfluge, oder wo er sonst allein war. Das Vieh übertrieb und überjagte er; aus der Stadt kam er stets betrunken; und so warm als das Vieh dann war, so warm brachte er es auch entweder zum Futter und zur Tränke, oder ins

Was-

Wasser. Sein Gespann bestand auch stets aus lahmen und blinden Pferden; und sein Herr verlohr durch seine Liederlichkeit in kurzer Zeit das ganze Gespann Pferde. Endlich starb er selbst elend, arm, und von niemand beklagt.

Nachläßigkeit, Untreue, und Liederlichkeit des Gesindes, verursacht großen Schaden, und bringt um den Segen Gottes, und um die Liebe der Menschen. Tit. 2, 9. 10,

36. Gute Gedanken.

Gott Lob! daß ich nun wissen kann,
Was bös' und gut sey, und woran
Ich beydes unterscheide.
Recht will ich thun; hilf mir, o Gott!
Nicht achten auf der Menschen Spott,
Wenn ich das Böse meide.

Denn Gott ist doch der beste Freund;
Er lenkt, was noch so widrig scheint,
Zum wahren Wohlergehen.
Wer fromm ist, den verstößt Gott nicht;
Der darf mit Kindeszuversicht,
Auf ihn, den Vater, sehen.

37. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder schreiben noch lesen konnte, Geld geerbt hätte, und es gern auf Zinsen ausleihen wollte. Er gieng also zu Hansen, und versprach ihm sechs Thaler, für jedwedes hundert Reichsthaler, jährlich

Zinse zu geben, ihm sein Brauhaus zu verschreiben, auch das geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen; doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hansen wohl; er holte das Geld, nebst Feder, Papier und Dinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Possen hin, und statt seines Namens, einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf gieng der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen, sprach Hans, ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld. Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bey dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen in den Gerichten vorzeigte: so wurde er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Gläubiger wurden bezahlt; denn die hatten sich besser als Hans vorgesehen. Nur Hans gieng leer aus. Als er nun traurig nach Hause kam, sprach er: ach hätte ich doch schreiben und lesen gelernt! und von der Zeit an schickte er alle Tage seine Kinder in die Schule, wo sie schreiben und lesen lernen konnten. Sir. 32, 24.

38. Die Besserung.

Karl hatte des Sonntags Morgens, ehe er in die Kirche gieng, sein schadhaftes Dach und Geschirr besehen, und nahm sich vor, beydes auszubessern. In der Kirche redete der Prediger von der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte, und wie man oft nachsehen müsse, ob man nichts von schlimmen Gewohnheiten

heiten an sich habe, so wie ein guter Wirth oft nach seinem Geräthe sehen müsse, ob es nicht einer Besserung benöthiget sey? Da wurde Karl gerührt: und als er über sich selbst nachdachte, da fiel ihm unter andern seine zornige Gemüthsart ein. Nach der Predigt gieng er hin zum Prediger, sagte, daß es ihm leid sey, im Zorn oft Unrecht gethan, und manchen beleidigt zu haben, und bat ihn um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit los zu werden? Da rieth ihm der verständige Prediger, zu seinen Feinden hinzugehen, und sich mit ihnen zu versöhnen, hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebete zu denken, und wo sich ins künftige eine Gelegenheit zum Unwillen zeige, gleich wegzugehn, und den Anfang zu vermeiden.

Als Karl dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte, wurde er friedfertig, das ist, besser als vorhin bey seiner zornigen Gemüthsart, und das heißt, sich bessern, oder bekehren. Jer. 7, 5.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und ein jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

39. Der wohlthätige Arme.

Karl diente bey einer armen, aber frommen Herrschaft, wo es bey der damaligen schlechten Zeit nicht stets vollauf gab. Doch murrete er niemals deswegen, wie wohl viele thun; sondern behalf sich so gut er konnte. Wenn er die vielen Bettler sah, die damals herumgiengen, sprach er oft zu sich selbst: Wie glücklich bin ich, in Vergleichung mit diesen! Ich habe Dach und Fach, täglich warmes Essen, und ein

Bette. — Aber diese — Dann theilte er sein weniges Brod mit den Bettlern, oder sprach Bemittelte für sie an, und gab ihnen sonst guten Rath.

Auch Arme können und sollen gegen diejenigen, die noch hülfloser sind, als sie, auf mancherley Art wohlthätig seyn.

40. Die Fremden.

Ein Mann und seine Frau, die aus ihrem Vaterlande durch böse Leute vertrieben waren, kamen im harten Winter in ein kleines Dorf. Sie stellten der Gemeine ihre Noth aufrichtig und beweglich vor, und baten um die Erlaubniß, bey ihnen zu wohnen. In diesem Dorfe waren gute gastfreye Leute; daher wurden die beyden Fremden liebreich aufgenommen. Man wies ihnen eine Stelle zur Wohnung an, und versorgte sie mit den nöthigsten Bedürfnissen.

Seht, Kinder! wie Gott diese Gastfreyheit belohnte. Diese Fremden lehrten aus Dankbarkeit die Leute im Dorfe viel neue und nützliche Dinge, und verschiedene Handgriffe; wodurch ihr Ackerbau besser von statten gieng, als vorher. Unter andern machten sie ihnen auch einige Futterkräuter bekannt, von denen man in dem Dorfe damals noch nichts wußte. Z. E. den türkischen und den Monatsklee. (Die Esparsette und Luzerne.) Sie zeigten den Einwohnern wie, wann und wo man sie bauen, wie man sie behandeln, dürre machen und zu Saamen ziehen müsse ꝛc. Nun hatte das Dorf eben viel schlechte, weit abgelegene Felder, denen man auch mit dem Dünger nicht nachhelfen konnte, die daher zum Theil ganz öde lagen,

gen, weil sie wenig mehr als doppelte Aussaat einbrachten. Alle diese Felder besäete man nun auf Anrathen der Fremdlinge, mit türkischem Klee, der ganz artig darauf fortschlug, und alle Jahre, wenn die Dürre nicht ausserordentlich war, zweymal abgemäht werden konnte. Das Futter lobten die Bauersleute gar ausserordentlich, und ihrem Vieh schlug es sehr gut an. Den Monatsklee säeten sie auf beßres Feld, und wenn es die Umstände erlaubten ganz nahe bey dem Dorfe, weil man, wie sie sagten, seine Zuflucht immer dahin nehmen könnte, wenn sonst nichts zu haben wäre; denn er kann fast alle Sommermonate abgeschnitten werden, und heißt daher Monatsklee. Von den Fremdlingen lernten sie auch den Klee für den Winter frisch zu erhalten. Sie gruben nämlich, wenn sie keine hölzernen Geschirre hatten, in ihrem Hofe, an einem schicklichen Platze, ein Loch, schlugen das um und um mit Letten aus, damit es wasservest wurde, schnitten dann den Klee auf der Strohbank, traten ihn vest in das Loch, und salzten immer dazwischen, wie man das Kraut einsäuert. Zuletzt schlugen sie es vest mit Lehmen zu, und machten, um den Regen abzuhalten, ein Strohdach darüber. Auch mit einem Theil der Brache hielten sie's nun anders, wovon ich einmal gelegenheitlich erzählen will.*) Ihre Aecker konnten sie besser bedüngen, weil sie mehr Futter hatten, das Vieh mehr zu Hause behalten und meistens im Stalle füttern konnten. Die Aecker und die Viehzucht waren nun einträglicher als vorhin, und auf diese Weise wurden die Leute im Dorfe sehr wohlhabend.

*) 2ter Theil, Nro. 53.

Brich den Hungrigen dein Brod; und die im Elend sind, führe ins Haus. Es. 58, 7.

Gastfrey zu seyn, vergesset nicht. Denn mancher ist, um seiner guten Absicht willen, dadurch sehr glücklich geworden. Ebr. 13, 2.

41. Die Tagelöhner.

Der Tagelöhner Trägemann war läßig und faul. Zur Arbeit mochte kein Mensch ihn haben, denn er hinderte nur die andern; und wer denn doch von ihm Arbeit gethan haben wollte, der mußte gewiß auch jemand bey ihm zur Aufsicht stellen.

Da ihm nun keiner gern was zu verdienen gab, ausser im Nothfall, wenn kein anderer zu haben war: so verdiente Trägemann auch wenig, konnte sich nichts zu Gute thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit wurde ihm von Tag zu saurer. Davon wurde er nun auch endlich verdrießlich, mürrisch, neidisch und zänkisch gegen jedermann. Mit seiner Frau, die mit den Kindern, seiner Faulheit wegen, oft kein Brod hatte, führte er die unzufriedenste Ehe, und man sah ihm das Elend und den Mangel an. Einst, als sie des Abends von der Arbeit nach Hause giengen, klagte er gegen einen andern fleißigen Tagelöhner, und sprach: „Wir armen Tagelöhner! uns geht es recht übel!" „Nein!" antwortete der andere, „nur den Faulen unter uns geht es schlecht. Wer arbeiten will und kann, dem mangelt nichts, als das, was überflüßig, und also entbehrlich ist."

Armuth folgt der Faulheit auf dem Fuße nach. Spr. Sal. 6, 6 11. 14, 23.

42. Der Hehler.

Hehlemann stahl selber nicht, aber die Diebe kamen bey ihm zusammen. Und weil er Bier schenkte, so verzehrten sie viel Geld bey ihm, das sie aus dem Verkauf des Gestohlenen gelöset hatten. Auch verkaufte Hehlemann selbst für die Diebe das Gestohlene. Endlich wurde die Diebsbande gefangen, und Hehlemann von ihnen angegeben, der dann mit ihnen zugleich gestraft wurde.

Wäre kein Hehler, so wäre auch kein Stehler.

Wer stehlen siehet, muß sich nicht scheuen, es anzugeben.

Wer da weiß, daß er etwas Gestohlenes kauft, der ist ein Gehülfe der Diebe. Spr. Sal. 29, 24.

43. Die beyden Bauern.

Georg und Martin hatten ein jeder 30 Morgen Land. Georg war aber damit nicht zufrieden, sondern kaufte, so oft eine Gelegenheit da war, noch einige Morgen hinzu, bis er es auf 90 brachte. Nun war er ein großer Bauer; aber geplagter als irgend ein Tagelöhner im Dorfe. Zur Abzahlung seiner vielen Güter, hatte er Geld bey Juden aufgenommen, weil er keinen amtlichen Consens wollte ausstellen lassen, und folglich bey Christen nichts bekommen konnte, die ihm das Geld nicht aufs Ungewisse vorstrecken wollten. Die Juden nahmen nun zwar nicht mehr

Interes-

Interessen als gewöhnlich: aber wo Georg 90 fl. empfieng, da mußte er hundert schreiben. Als ein Jahr um war, konnte er mit den Zinsen nicht nachkommen. Die Zinsen wurden also zum Capital geschlagen, und aus Dankbarkeit für die Nachsicht, mußte Georg auch hier wieder mehr schreiben als er schuldig war. Seine weitläuftige Wirthschaft konnte er nicht recht übersehen; Gesind, Tagelöhner, Geschirr und Vieh kosteten ihm eine Menge Geld, und ehe zehn Jahre vergiengen, war alles so verschuldet, daß seine Güter auf den öffentlichen Strich kamen. Da sprach Martin zu ihm: Ei, Gevatter Georg! wie geht denn das zu? Bey meinen 30 Morgen habe ich mich bisher ganz wohl befunden, und ihr seyd mit neunzigen so ins Abwesen gerathen. „Das will ich euch sagen," antwortete Georg, „Ihr habt wenig Land, und könnet „alles selbst aufs beste bestellen; ich aber mußte theu„res Gesinde halten, und dieses arbeite unwillig und „träge, ackerte schlecht, übertrieb mein Vieh zur „Unzeit, und ärgerte mich krank; die Zinsen häuften „sich immer auf Zinsen, weil ich sie selten abtragen „konnte; die Juden trugen mir immer allerley Le„bensmittel aus dem Hause, die ich ihnen schenken „mußte, damit sie mich nicht verklagten; in den Hand„schriften mußte ich immer mehr schreiben als ich „erhielt. — Dadurch bin ich zurück gekommen."

Wer auf einmal zu viel umfaßt, hebt nichts in die Höhe.

Wer zu viel unternimmt, richtet wenig aus. Sir. 11, 11.

Was

Was ein arbeitsamer Mann selbst thut, geräth besser, als was er durch andere Leute thun läßt, die nur ums Brod dienen.

Wer borgt, ist des Lehners Knecht. Spr. Sal. 22, 7.

Die Zinsen essen mit aus der Schüssel.

Bey Juden Geld und Vieh und Kleider borgen, ist der nächste Weg zum Verderben.

44. Der Zweifler.

Hans war arm und krank, und konnte sich selbst nicht helfen. Anstatt, daß er seine Obrigkeit, die sehr gut war und ihre nothleidenden Unterthanen gern unterstützte, hätte ansprechen sollen, oder sie durch den Prediger, wann er selbst nicht konnte, hätte bitten lassen sollen, daß sie ihm mit Arzney oder Lebensmitteln helfen möchte; zweifelte er, ob die Obrigkeit seine Bitte erhören würde, und wollte es auch nicht einmal versuchen, ihr gute Worte zu geben, oder dem Prediger, der ihn besuchte, seine Noth zu klagen. Da nun keiner erfuhr, wie sehr hülfsbedürftig er sey; so nahm er ein schlechtes Ende.

Wer wirklich Noth leidet, der schäme sich seiner Armuth nicht, und stelle solches seiner Obrigkeit, oder andern, die helfen können, demüthig vor, und halte an mit Bitte um Hülfe. Zu gleicher Zeit habe er das Vertrauen zu Gott, dem Vater der Menschen, daß er die Herzen der Menschen zu allem, was wirklich nöthig und nützlich ist, lenken werde. Alsdann wird er ruhig und glücklich seyn, es gehe auch, wie es

gehe.

gehe. Hilft Gott nicht auf die Weise, welche wir ihm vorschlagen, und erwarten; so hilft er auf eine andre; und diejenigen, welche ihn lieben und ihm vertrauen, erlöset er endlich von allem Uibel, und macht sie ganz, und ewig glücklich. Hebr. 10, 35.

45. Die Rekrutenaushebung.

Es war einmal im Kriege nöthig, daß Rekruten mußten ausgehoben werden, und der Officier ließ deswegen die Eingeschriebenen zusammen kommen. Unter diesen war einer, der weinte sehr. „Schäme „dich!" sagte der Officier; bist du ein treuer Un„terthan, und fürchtest dich, deinem Könige, und „dem Vaterlande zu dienen, wenn deine Dienste nö„thig sind?" „Ach Herr!" sagte der Pursche: „aus „Furcht weine ich nicht; aber ich habe eine siebenzig„jährige gichtbrüchige Mutter, und eine Schwester, „welche durch die Blattern blind geworden ist, und „diese beyden habe ich bisher mit meiner Arbeit er„nährt; die jammern mich so sehr." Der Officier fragte nach, ob dieses sich also verhielte, und als er es wahr befand, ließ er den Purschen zurück. Nach zween Monaten starb die alte Mutter, und kurz darauf die elende Schwester; und nun, so bald sie begraben waren, gieng der junge Pursche zum Regiment und meldete sich. Denn er sprach bey sich selbst. Nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem Landesherrn zu dienen, und wenn sich der gute Officier an mir nicht betrogen findet; so ist er vielleicht gegen andere eben so gütig als er gegen mich gewesen ist.

Edle Gesinnungen findet man unter allen Ständen.

46. Die Strafe.

Es war ein Mensch in einem Dorfe, der viel Geld hatte, und, weil er sehr unverständig war, so bildete er sich auf seinen Reichthum viel ein, und wollte alles mit Geld zwingen. Dieser Mensch hatte einmal eine böse Handlung begangen, und sollte andern zum Exempel gestraft werden. Die Obrigkeit hatte eine öffentliche Leibesstrafe für ihn bestimmt, um seinen Stolz zu demüthigen. Gleich war er mit seinem Gelde bereit, und wollte sich von der Strafe loskaufen. „Nein," sagte die Obrigkeit, „du hast öffent„lich und aus Uibermuth gesündigt, du mußt auch „öffentlich beschämt und gestraft werden. Der Reiche „muß eben sowohl Recht thun, und der Ordnung sich „unterwerfen, als der Arme." Da lobten alle Leute im Dorfe die Gerechtigkeit dieses Ausspruchs, und ein jeder ward dadurch zufrieden gestellt und gebessert.

Siehe des Reichen Geschenke nicht an im Gerichte; sondern sey unpartheyisch, wann du richtest.

Gottes und der Obrigkeit Gebote müssen Arme und Reiche befolgen.

Sprüche Sal. 20, 30. Man muß dem Bösen wehren mit harter Strafe und mit ernsten Schlägen, die man fühlt. Sir. 5, 1.

47. Der Heuchler oder der Augendiener.

Klaus diente bey einem Herrn, der andere Geschäfte hatte, und der nur zuweilen, und nicht alle Stunden, nach seinen Leuten sehen konnte. Diese

Stunden merkte sich Klaus. Wann er nun wußte, daß sein Herr kommen würde, dann arbeitete er, als wenn er sich todt arbeiten wollte. War der Herr weggegangen, so ließ er die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. In der Kirche stellte er sich fromm an, seufzete und weinte. Aber heimlich übte er die liederlichsten Streiche aus. Sein Herr hielt ihn lange für einen treuen Diener; denn Klaus sprach oft mit ihm davon, daß es Unrecht sey, faul und untreu zu seyn, und klagte über die andern, wie viel er wegen seiner Treue von ihnen leiden müßte. Einst aber traf ihn sein Herr unversehens über einem wichtigen Diebstahl an, und als er gefangen gesetzt wurde, da kamen alle seine bösen Streiche an den Tag. Er ward doppelt gestraft.

Ein Heuchler ist der schändlichste Bösewicht, denn er will nicht allein Menschen, sondern auch Gott betrügen. Aber irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

48. Die gute Gewohnheit.

In Christians Hause war die Gewohnheit, daß des Sonntags Abends Christian und seine Kinder und sein Gesinde versammelte, und sie fragte, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer denn am meisten wußte, den ehrte Christian vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was er wußte. Von dem Pfarrer borgte er immer schöne Bücher und ließ sich auch zu weilen eines von ihm kaufen. Aus diesen las er entweder selbst vor, oder ließ auch jemand anders vorlesen, und alle Sonntage kamen etliche Nachbarn

zu

zu ihm, weil man da immer so viel schönes hören konnte. Wenn er sein Abend- oder Morgenlied sang: so mußten alle seine Hausleute zusammen. Niemand aber durfte dabey so häßlich schreyen, wie es sonst gewöhnlich war. Mit gemäßigter Stimme mußte jedes mitsingen, daher man auch nirgends im Dorfe einen so wohl klingenden und rührenden Gesang hörte, wie bey ihm. Auch war das Gesinde, welches bey Christian gedient hatte, Zeit seines Lebens zu kennen, denn es hatte dort etwas Gutes gelernt.

Wie viel Böses geschieht am Sonntage! Und nur der feyert den Sonntag recht, der am Sonntage viel Gutes thut. 2 Mos. 20, 8.

49. Leckermaul.

Leckermaul war von seinen Aeltern verzärtelt worden. Er aß dies und jenes nicht. Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß die Speisen, die wohl hätten können mit Danksagung gegen Gott gegessen werden, oft verachtet wurden, und stehen blieben. Er kaufte sich Semmel oder mürbe Wecke, und Kaffee, und brachte damit liederlich seinen Lohn durch. Lange blieb er auch nicht bey einem Herrn; sondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als einst eine Theurung kam, bettelte Leckermaul aus Noth auch vor der Thür einer gewissen Herrschaft, deren Essen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück schimmlicht Brod.

„Ach Gott," sagte er, das habe ich hier verdient, „wie oft war mir damals sehr gutes Essen zu schlecht!

„wie oft habe ich das Essen verachtet! Nun muß „ich darben.“

Spiegele sich ein jeder an diesem Beyspiel!

50. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit und von der Schädlichkeit des Lasters.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut,
Ist in der That ein grosses Gut,
Uns hat es Gott gegeben.
Ach dankten wir
Doch Gott dafür
In unserm ganzen Leben!

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht.
Geschenk und Gaben sind zu schlecht,
Weil Gott das Herz begehret.
Wenn uns gefällt,
Was Gott gefällt,
Dann wird Gott recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt;
Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt
Vor mancher Sorg' und Plage.
Wer Gott verläßt,
Dieß glaubet vest!
Hat nie zufriedne Tage.

Ein Laster führt zum andern hin;
Sich zu verbergen, muß er fliehn
Von Vaterland nnd Hütte.
Die Obrigkeit
Verfolget weit
Des Bösen flüchtge Schritte.

Die

Die Unruh seines Herzens geht
Mit ihm umher; und wo er steht,
Da nagt ihn Furcht und Kummer:
Der böse Rath,
Die böse That,
Verwehrt ihm Ruh und Schlummer.

Wer aber reines Herzens ist,
Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,
Ihn durch Gehorsam ehret,
Den schützet Gott
In aller Noth;
Sein Segen wird vermehret.

51. Der gute Landwirth.

Georg ward durch den Ackerbau sehr wohlhabend; und das gieng so zu: Sein Vatter hatte noch die thörichte Meynung, als ob ein Bauer, der mit Pferden fährt, vornehmer wäre, als einer, dessen Gespann aus Ochsen besteht. Er that sich auch nicht wenig darauf zu gut, wenn er an Sonn- und Feyertagen in der Gegend herumfahren oder reiten konnte, was ein Ochsenbauer, wie er sagte, bleiben lassen mußte. Georg lachte über den eiteln Stolz, schaffte seine Pferde ab, und kaufte Ochsen dafür. Pferdefleisch ist ein theures Fleisch, und mags doch niemand essen, sagte er. Der Dünger der Pferde taugt auf die wenigsten Aecker; das Pferd wird alle Wochen weniger werth, kann nicht gemästet und zum Nutzen des Hauswesens geschlachtet werden, und will weit besser gehalten seyn, als das Rind. Nichts ist erbärmlicher anzusehen, als so ein Paar elende Heupferde, die

kaum den leeren Waagen schleppen können, und doch denkt mancher, das steht vornehmer, als wenn man mit gesunden starken Ochsen fährt. Weiter: Georgens Vater hatte von seiner Dungstätte aus, einen Dohl (eine Abzugrinne) auf die Strasse geführt, damit die Mistlauge hübsch ablaufen konnte; dafür wußte man aber auch oft nicht, ob er Dung oder Stroh auf seine Aecker führte, und seine Güter standen immer schlecht. Das ist ja ganz verkehrt, dachte Georg, daß man nur das Stroh zu erhalten sucht, und den Dünger auf die Gasse laufen läßt. Er sorgte also dafür, daß vor allem das allzuviele Regenwasser, das den Mist ganz abschwemmt und die Lauge davon führt, von seinem Hofe zum Theil abgehalten würde. Zu dem Ende ließ er auf der Hofseite Haus und Scheune mit hölzernen Dachrinnen versehn; dann grub er auf einem Platz, worüber man nicht zu fahren nöthig hatte, ein 5 Schuh tiefes Loch, ließ es vest ausmauern, und leitete die aus dem Stall ablaufende Mistlauge hinein. In dieses Loch warf er nun den schlechtesten Dünger und ließ ihn darin faulen. War das geschehen: so zog er ihn wieder heraus, legte ihn hübsch dicht aufeinander, und warf wieder andern schlechten Dünger in die Grube. Dadurch bekam Georg so guten Dünger, daß Eine Fuhr davon mehr werth war, als 5 Strohfuhren, die doch auch Mist vorstellen sollen. Auch das, was von der Dungstätte weglief, sammelte er in einer besondern Grube, und goß dann die Lauge, wenn allzu dürre Witterung einfiel, wieder auf den Mist. Wenn er im Junius den Mist auf das Brachfeld führte: so ließ er ihn nicht erst Wochen lang liegen und von der Sonne ausziehen,

hen, sondern pflügte ihn frisch unter. Seine Ochsen ließ er gar nicht auf den Rasen treiben, denn sie verschleppen mir nur den Dünger und kommen doch hungrig von der Weyde, sagte er. Seine Kühe trieb er nur, so lange die Stoppelweyde dauerte, täglich zum Hirten. Ausserdem aber die Woche nur ein- oder zweymal, damit sie Bewegung hatten. Uibrigens fütterte er sein Vieh in dem Stall; denn er sah gar sehr auf den Dünger. Eben deßwillen legte er sich auch so sehr auf den Kleebau. Dadurch brachte er aber auch seine Getreidäcker in den prächtigsten Stand, und bekam die Aussaat zwölffach wieder. Seine Kühe gaben wohl noch so viel Milch, als sonst, und alles war in der schönsten Ordnung. Seine Frau war im Hause und im Felde fleißig, brachte nichts durch, und stand ihm treulich bey. Seine Kinder erzog er zur Frömmigkeit und Arbeit; daher konnte er sich auf sie verlassen. Und so ist Georg reich geworden. Spr. 12, 11.

Die Felder um uns her verlieh uns Gott zum Segen,
Wenn wir mit klugem Fleiß und Sorgfalt ihrer pflegen.
Der Arbeit Lohn ist groß, ist gleich die Arbeit schwer.
Seht, Jürge wußte das. O strebt zu seyn wie er!

52. Der Selbstbetrug.

Zwo Frauen, die sich seit langer Zeit gram gewesen, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte

zuerst Wasser schöpfen. Denn jede behauptete, ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes heftiges Gezänke, und mußten endlich, unter dem Gelächter aller Nachbarn, von ihren Männern aus einander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt gewesen, hatte indeß stundenlang Durst leiden müssen.

So hintergeht der Mensch sich selbst, wenn bey ihm böse Triebe rege werden! Diese Frauen glaubten selbst, sie zankten sich nur aus Sorgfalt für ihr Vieh; und doch zankten sie sich bloß, weil sie einander haßten. Mit jeder andern hätten sie sich gut vertragen, und ihr gern erlaubt, zuerst zu schöpfen.

Gebt wohl Acht, Kinder, auf die geheimen Bewegungen, die in euch entstehen, damit ihr euch nicht selbst zu bösen und schädlichen Handlungen verführt.

53 Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einstmals das Fieber von schlechter Verdauung. „Wollt ihr nicht zu der weisen Frau „schicken?" sprach diese, „oder zu dem Marktschreyer?" sprach jene unverständige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzney herumtrug, ins Haus, von diesem sollte Wilhelm Bergöhl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hexenmeister das Fieber verschreiben zu lassen; und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: „Nein, das thu „ich nicht, meine Gesundheit ist mir lieber. Es ist „nicht genug das Fieber los zu werden, man muß „auch nachher keine schlimmere Krankheit bekommen, „als das Fieber selbst ist. Ich will zum Prediger gehn,

„und

„und was mir der rathen wird, das will ich thun." Dieser war ein verständiger Mann, und für wenige Groschen Arzney ward die Ursach des Fiebers aus dem Leibe geschafft; und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf. Denn ohne Ursach ist keine Wirkung.

54. Der Ungeduldige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlag in der Haut. Ein verständiger Prediger, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und vor Verkältung zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlags, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Kratzen und Reiben zu vermehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rathe nicht; er verkältete sich, und kratzte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmalige Verkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

Spr. Sal. 16, 32. Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker.

Einige Krankheiten sind bloß empfindlich und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern vielmehr heilsam. Und nur unter der Bedingung, sie geduldig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

55. Der Sanftmüthige.

Hans wurde im Anfang, als er Schulze geworden war, und auf Ordnung und Recht im Dorfe zu hal-

ten anfieng, oft von den Nachbarn angefeindet, und mit empfindlichen Reden gescholten. Aber er schalt nicht wieder, sondern sprach: „Ihr Leute, warum „scheltet ihr auf mich? Ich suche ja euer aller Bestes. „Ohne Ordnung kann kein Dorf glücklich seyn. Mit „der Zeit werdet ihr das besser einsehen, und mir „danken." Und so geschah es auch.

Spr. Sal. 16, 32. Der seines Muths Herr ist, ist größer, als der Städte gewinnt.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern traget es sanftmüthig, wenn ihr um etwas Gutes willen leidet, so werdet ihr eurem sanftmüthigen Heilande Jesu Christo ähnlich. 1 Petr. 3, 9.

56. Die bösen Bauern.

Die Bauern zu Bösendorf waren in der ganzen Gegend im übelsten Rufe. Aber es waren auch recht böse Leute: denn sie verrückten heimlich die Grenzen ihrer Herrschaft und ihrer Nachbarn; und wo ihr Ackerstück an eine öffentliche Viehweyde oder an einen Gemeinrangen stieß, da pflügten sie alle Jahre etwas ab, und wollten auf solche ungerechte Weise ihren Acker, zum Schaden des gemeinen Wesens vermehren.

Ihr Vieh hüteten sie oft in Hegeplätzen, oder auf andern verbotenen Grundstücken, wenn sie wußten, daß keine Aufsicht war, oder liessen es ohne Hirten in Schaden laufen. Wem sie etwas zu geben hatten, an Wein, Korn oder Zehend, den betrogen sie, wo sie konnten. Und Holz stahlen sie, wo nur etwas zu stehlen war. An ihre Kinder wendeten sie nichts, und gönneten ihnen nicht einmal den Schul-

unter-

unterricht. Sie selbst aber kamen so selten als möglich in die Kirche, den einzigen Ort, wo sie doch noch etwas Gutes hätten hören, und von ihrem Unrecht überzeugt werden können. Aber bey diesem Trachten nach ungerechtem Gut, blieben sie doch bettelarm, und kamen auf keinen grünen Zweig, und waren, wie schon gesagt ist, in der ganzen Gegend verachtet.

Wer Grenzen verrückt, ist Ursach an vielem Bösen. 5 Mos. 27, 17.

Begehret nicht, was euch nicht gehöret.

Trachtet nach Recht, und lasset ab vom Unrecht Denn jedes Unrecht ist Sünde.

Nur diejenigen, die Gerechtigkeit lieben, können hier in diesem Leben ruhig und glücklich, und nach dem Tode selig seyn. Amos 5, 14. 15.

57. Der kluge Wirth bey der Theurung.

Als einst bey nasser Witterung das Getreide schlecht gerathen war, und das Malter Korn neun Gulden galt, da rechnete Georg aus, daß er sonst gewöhnlich dreyßig Malter Korn zu Brod gebraucht hätte. Er fieng also gleich nach der Erndte zu sparen an, und kaufte 36 Malter Kartoffeln, das Malter um 2 Gulden, das waren 72 Gulden. Und nun verkaufte er 15 Malter Korn um 135 Gulden, weil er, statt des mehreren Brods, nun Erdäpfel speisete; und gewann auf die Weise bey der theuern Zeit, da fast ein jeder verlohr, drey und sechzig Gulden.

Denke in Zeiten daran, wie du dich einrichten willst; denn wenn die Noth einbricht, so ists zu spät.

58. Das

58. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Christian war in der Jugend von seinen Aeltern zur Schule gehalten, und zu Fleiß und Rechtschaffenheit gewöhnt worden, daher war er verständig, und liebte das Gute.

Als er groß wurde und heyrathen wollte, da sah er vornemlich nach einer fleißigen und tugendhaften Person, die er kannte: daher war sein Ehestand glücklich; denn sie liebten sich beyde, und hielten über Ordnung und Zucht in ihrem Hause. Ihr beyderseitiger Fleiß machte dann auch, daß ihr Vermögen sich vermehrte; und von diesem Segen waren sie wohlthätig, und dienten gern mit Rath und That; daher war ihnen jedweder gewogen. Sie giengen allem Zank aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angiengen, und gaben einem jeden das seinige. Daher blieben sie von Processen und Strafen frey, und die Herrschaft mochte sie, ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen, sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, sich nicht ärgerten und zankten; so blieben sie gesund, und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen mit gutem Beyspiel vorgiengen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

So ist die Tugend der sichere Weg zur Glückseligkeit.

59. Das Testament.

Als Heinrich gefährlich krank war, sagte der Prediger zu ihm: „Wollt ihr nicht etwa ein Testament „machen,

„machen, und in diesem letzten Willen über euer Vermögen und Nachlaß etwas vestsetzen?" „Lieber „Herr Prediger!" sagte Heinrich, „das hab ich längst „bey gesunden Tagen gethan, um auf meinem Sterbe„bette nicht damit beschäfftigt zu seyn. Ich habe „meinen letzten Willen oder mein Testament selbst „geschrieben, und in unserm Gerichte niedergelegt. „Auch liegt bey meinen Briefschaften ein Büchlein, „worin alles richtig aufgeschrieben ist, was ich schul„dig bin und einzunehmen habe." Da lobte der Prediger diesen verständigen Mann, der nicht allein die Ordnung geliebt, sondern auch bey gesunden Tagen an den Tod gedacht hatte.

Bedenke das Ende deines Lebens oft, so wirst du in allen Stücken weislich handeln.

60. Der sterbende Jüngling.

Ein junger Mensch, der in der Schule sehr fleißig, und seinen Aeltern gehorsam gewesen war, lag tödlich krank. Die Aeltern hatten gleich bey dem Anfange der Krankheit einen verständigen Arzt zu Rathe gezogen; aber die Krankheit war nicht zu heilen. Sie betrübten sich nun sehr, als sie sahen, daß sie ein so wohlgerathenes Kind verlieren sollten, und weinten kläglich an seinem Bette. Da sprach er folgende merkwürdige Worte: „Weinet und betrübet euch „über meinen Tod nicht allzusehr, geliebte Aeltern! „Gott läßt aus weisen Ursachen einen früh, den an„dern spät sterben. Wer Liebe und Vertrauen zu ihm „hat, ist niemals, und auch im Tode nicht, unglück„lich. Dieser Glaube macht mich itzt getrost. Mein

„Tod

„Tod ist ja nur eine Veränderung meines Zustandes;
„ich komme aus dem bisherigen in einen andern und
„bessern Zustand; sollt' ich mich denn nicht freuen?
„Und da ich weiß, daß ihr mir alles Gute gönnt,
„geliebte Aeltern: so freuet euch auch! und habt vie-
„len Dank, daß ihr mich fleißig zur Schule gehalten;
„denn da lernt man, wie man tugendhaft und glück-
„lich leben, und dann in Frieden sterben kann." —

Der Tod ist nur denen schrecklich, die wenig gute Erkenntnisse haben, und von den väterlichen Absichten Gottes mit den Menschen nicht genug unterrichtet sind. Spr. Sal. 14, 32.

Lernt, Kinder, aus allen solchen Geschichten, wie viel nützliches man in guten Schulen lerne!

61. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens.

Einst waren zwo Schwestern in einem Dorfe: die älteste war ordentlich und sittsam; und die jüngste war frech und liederlich.

Die älteste nachdem sie eine Zeitlang fleißig und treu gedienet hatte, heyrathete einen guten Mann, mit dem sie vergnügt lebte.

Die jüngste aber ward ihrem Bräutigam untreu, und lief mit einem andern Mann davon. Dieser aber war selbst liederlich; und weil er gewahr wurde, daß sie mit andern freundlicher that, als mit ihm: so verließ er sie und ihr Kind in großer Armuth. Sie bettelte sich nun nach ihrem Vaterlande zurück, wo sie von allen ihren vorigen Bekannten verachtet wurde.

Indeß kam ihr unschuldiges Kind vor Hunger und Elend um; und weil sie, statt zu arbeiten, lieber stehlen mochte, so kam sie ins Zuchthaus, worin sie auch starb.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein, sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen:
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter hin führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

62. Es ist mehr Gutes als Böses in der Welt.

Christian sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder „wann es euch wohl geht, wann ihr mit Lust esset „wann ihr gesund seyd, wann es schön Wetter ist, „wann die Vögel singen, wann ihr euch an dem An„blick des Getreides, oder am Geruch der blumigen „Wiesen vergnügt — so danket Gott mit Freuden; „der alles dieses Gute gibt. Ich bin ein alter Mann, „aber wenn ich nachdenke, so hat mich Gott weit mehr „Freuden, als Widerwärtigkeiten erleben lassen, und „ihr Kinder werdet dasselbe sagen müssen. Z. E. „Gegen Einen Tag Krankheit, wie viel Tage Gesund„heit! Das meiste Mißvergnügen macht der Mensch „sich selbst, durch Unordnung und Laster. Wer Gott „recht aus Dankbarkeit liebt, und durch Gehorsam „ehrt, für den ist die Welt kein Jammerthal. Das „Unangenehme in dem menschlichen Leben ist entwe-

„der

„der verschuldet, und dann ist es, als Strafe, zur „Besserung nützlich; oder es trifft uns, ohne daß wir „es veranlaßt haben, und dann ist es Schickung oder „Verhängniß des allweisesten Gottes und Vaters, und „im Ganzen gewiß gut und nützlich: Z. E. Es übt „uns in der Geduld. Was dem einen nützt, das scha„det dem andern Dinge: Z. B. Der Tod eines eßba„ren Thiers verschafft dem Menschen seine Nahrung „und Speise. So wie es nicht immer Tag oder „Frühling seyn kann, so kann es auch nicht immer „jedem Menschen nach seinem Sinne gehen."

In diesem Leben ist noch keine vollkommene und immerwährende Glückseligkeit Wer einst vollkommen, und ohne Aufhören glücklich seyn will, der muß erst lernen, tugendhaft und gut zu seyn, das ist, er muß Dankbarkeit und Mäßigkeit im Glück, und Geduld in Widerwärtigkeiten lernen. Beständige Glückseligkeit ist nach dem Tode der Lohn des Frommen. Es ist eine große Gnade Gottes, daß hier in dieser Welt schon mehr Gutes als Böses ist, und also sogar unsre Lehrjahre uns angenehm gemacht worden sind. Ps. 119, 64.

63. Endzweck und Mittel.

Elisabeth sprach zu der Frau, bey der sie diente: „Ich wollte gern von Gott, von seinem Willen, oder „von dem, was Gott befohlen und verboten hat, und „wie ich beständig, und auch nach dem Tode glücklich „werden kann, so viel als möglich ist, wissen." „Al„so, (antwortete ihre verständige Herrschaft) mußt „du hören, das heißt, Acht geben, und verstehen,

„was

„was gelehrt wird; und auch lesen, das heißt, ge„druckte oder geschriebene Wörter, und ihre Bedeu„tung, kennen und verstehen lernen. Des Hörens „wegen geht man in die Predigt: wer lesen kann, „der kann zu Hause noch in der Bibel, im Gesang„buch, oder sonst in einem guten Buche lesen. In „der Predigt wird die Bibel erklärt, und wenn die„ses gehörig geschiehet, so lernt man sie immer mehr „und mehr verstehen. Was du nun daraus Gutes „behalten oder gelernt hast, das mußt du fleißig und „gern thun und in Uibung bringen; Gott aber um „Weisheit dazu täglich bitten. Dieses sind Mittel zu „deiner Absicht. Wenn du diese Mittel treulich an„wendest: so wirst du deinen Endzweck erlangen."

Was ich zu erlangen wünsche, ist Endzweck oder Absicht.

Wodurch ich diesen Endzweck erlange, das sind die Mittel.

Wer sich gute Endzwecke vorsetzt, wie hier Elisabeth that, der ist auf dem Wege, gut zu werden.

Wer die rechten Mittel wählt, gute Endzwecke oder Absichten zu erlangen, der ist weise.

Wer uns diese Mittel bekannt macht, als Aeltern, Lehrer und Prediger, und wahre Freunde, der verdient unsern größten Dank.

64. Der gute Soldat.

Als Christophs Sohn, Wilhelm, groß wurde, mußte er Soldat werden. Er gieng auch willig zum Regi-

ment, weil er in der Schule gelernt hatte, man müsse gehorsam seyn, nicht murren, noch seinem eigenen Willen folgen. Er gedachte: Gott hat mich zu diesem Stande bestimmt; denn alles, was geschieht, das geschieht nach Gottes weisen und gnädigen Willen.

Als er das lernen sollte, was man als Soldat wissen muß, gab er recht Achtung. Denn er hatte schon in der Schule, Achtung zu geben, gelernet. Er bekam auch keine Strafe wegen Nachläßigkeit; sondern ward in kurzer Zeit so geschickt, als der beste in der Compagnie. Und weil er in der Schule sehr fertig schreiben und rechnen gelernt hatte: so nahm ihn der Adjutant des Regiments zum Schreiber an.

Im Kriege verhielt er sich wohl, war beständig da, wo er seyn sollte, plünderte und raubte nicht; sondern ließ sich an seinem Solde begnügen. Was ihm befohlen war, das that er unerschrocken, und sprach oft andern Muth ein, die sich fürchteten. Brüder, rief er, wer Gott vertraut, der hat Herz! Wann wir unsere Schuldigkeit thun, dann sorgt Gott für uns. Ein Schelm, der seine Fahne verläßt!

Wilhelm ward bald Unterofficier, und endlich Feldwebel; da er dann von allen, die ihn kannten, Achtung und Liebe genoß, auch sein gutes Auskommen hatte.

Wer in der Jugend gelernt hat, seine Pflicht zu thun, und in erwachsenen Jahren sie wirklich thut, der kann bey Gefahren und Beschwerlichkeiten sich vorzüglich auf Gott verlassen, und deswegen getrosten Muths seyn. Spr. Sal. 2, 7. 8.

65. Die rechtschaffene Frau.

Marie hatte einen Mann, der sehr zum Zorn geneigt war, und bey allen Gelegenheiten in Heftigkeit und Eifer gerieth. Als Marie das merkte, vermied sie desto sorgfältiger alle Gelegenheiten zum Verdruß, und war so fleißig und ordentlich, daß ihr Mann fast keine Gelegenheit finden konnte. Wenn sie dann sah, daß er doch verdrießlich wurde: so war sie desto freundlicher gegen ihn, und widersprach ihm nicht. Oft bat sie Gott in ihrer Einsamkeit um die Besserung ihres Mannes, und um Geduld. Endlich ward sein Herz erweicht; und als sie einstmals zum Abendmahle gehen wollten, bat er seine Frau, ihm alle sein Unrecht zu vergeben, und versprach aufrichtig, sich zu bessern. Da betete Marie mit ihm zu Gott um Beystand zu diesem Vorsatze. Und sie führten nachher eine glückliche und zufriedene Ehe.

Eine rechtschaffene Frau kann viel zur Besserung ihres Mannes beytragen. Sir. 26, 1.

Jac. 5, 19 ꝛc. Wer einem Menschen zur Tugend behülflich ist, hat großen Lohn von Gott zu erwarten.

66. Ein Lied.

Gott! deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen.
Du liebst uns aus Barmherzigkeit,
Und eilst uns beyzustehen.
Durch dich währt unser Leben fort;
Vernimm auch itzt mein kindlich Wort,
Denn ich will vor dir beten.

Ich bitte nicht um Uiberfluß
Und Schätze dieser Erden:
Du weißt, wie viel ich haben muß,
Und dieses wird mir werden,
Gib nur, o Gott! mir den Verstand,
Daß ich dich, und den du gesandt,
Und mich selbst recht erkenne!

In dieser Absicht segne du,
O Gott! die guten Lehreu,
Die wir in Sicherheit und Ruh,
Jtzt lernbegierig hören.
Mach uns geschickt zu jeder That,
Die uns dein Wort geboten hat,
Durch Jesum Christum. Amen.

67. Die guten Brautleute.

Eine kranke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es, „Gott Lob! so wohl. Wir haben Uiberfluß — „Aber wie viele mögen Noth leiden! Laß uns an „unserm Hochzeittage eine gute Handlung thun, „und der armen kranken Frau dort ein wenig Essen „schicken, oder selbst bringen!“ „Du hast Recht, „sagte der Bräutigam, ich liebe dich nun noch mehr „als vorher, weil du so gut gesinnt bist.“ Da nahmen sie beyde etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzney nnd Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freu-

den,

den, und segnete sie. Darauf giengen sie wieder nach dem Hochzeithause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen, aber sie waren ausserordentlich vergnügt. Sir. 14, 14.

68. Briefe.

Eine Wittwe hatte eine einzige Tochter, Marie, die sie sehr liebte. Doch konnte sie diese Tochter nicht stets um sich haben, denn sie war arm; darum hatte sich die Tochter in einem nahgelegenen Dorfe bey einer guten Herrschaft verdingen müssen. Ihre Herrschaft zog endlich in eine große Stadt, und sie mußte dahin folgen. Ob gleich ihre Mutter es nicht gerne sah, daß Marie in der Stadt dienen sollte: so mußte sie es doch geschehen lassen, weil es mitten im Dienstjahre, auch die Herrschaft überaus gut war. Bey dem Abschiede nun, ermahnte die Mutter ihre Tochter herzlich, sich vor Verführungen der Städte zu hüten. Da sagte Marie: Liebe Mutter, ihr könnt ja schreiben, und ich auch; schreibt mir zuweilen, und erinnert mich an mein Versprechen, welches ich Gott und euch gethan habe, mich gut aufzuführen. Nach einiger Zeit schrieb die Mutter folgenden Brief an die Tochter:

Liebe Tochter!

Wie geht es dir in deinem neuen Zustande? Bist du noch gut und fromm, und hütest dich, daß du in keine Sünde willigest, und wider Gottes Gebot thust? Ich bete zwar täglich für dich zu Gott, daß er deiner Jugend und Unerfahrenheit durch seinen Beystand zu Hülfe komme; aber du mußt auch beten. Fliehe

den Müßiggang; mache dir stets solche Geschäfte, die entweder deinem Leibe, oder deiner Seele wahren Vortheil bringen. Lebe mit deiner Herrschaft und auch mit deinem Mitgesinde in Friede und Einigkeit. Suche deiner Herrschaft Vortheil aus allen Kräften, und sie wird dir wieder helfen und dein Wohlseyn befördern. Und wenn sie dirs auch nicht dankte, so hast du doch Gott gehorcht, und ihm geglaubt. Gott aber läßt denen, die ihn durch Gehorsam ehren, alles zum Beßten dienen. Es gehe dir also an Leib und Seel wohl! Dieses wünscht

deine getreue Mutter.

Antwort der Tochter.

Liebe Mutter!

Wie gut ists doch, daß Ihr schreiben könnt, und daß ich auch schreiben kann! Wir sind so weit von einander, und nun können wir doch manchmal so herzlich mit einander reden, als wenn wir beysammen wären. Euer lieber Brief hat mich recht gestärkt. Ihr habt wohl Recht, liebe Mutter! daß Ihr mich vor Müßiggang warnet. Auf dem Lande, wenn ich meine gewöhnliche Arbeit gethan hatte, dann gieng ich in den Garten, oder aufs Feld, und half, wo ich arbeiten sah. Aber hier ist das alles nicht. Dafür haben wir aber auch hier oftmals Wochenpredigten. Dann arbeite ich vorher fleißig, und wann sichs schicken will, so bitte ich meine Herrschaft um Erlaubniß, in die Wochenpredigten zu gehen.

Meine Herrschaft ist zufrieden mit mir, und ich mit ihr. Dem übrigen Gesind im Hause begegne ich höflich, wie sichs für ein so junges Mädchen schickt; und wann

sie

sie manchmal auch mit Unrecht auf mich schelten, dann schweig ich stille. Ich denke, wenn mich mein Gewissen nicht schilt, so werden mir unverdiente Scheltworte nicht schaden können.

Liebe Mutter, wenn ihr mir's nicht verdenken wollet — in diesem Briefe sind zween Thaler, die habe ich übrig, denn ich habe noch vier Thaler baar Geld, und meine Kleidungsstücke sind ganz und gut. Nehmt doch diese zween Thaler von Eurer lieben Tochter an, und pflegt Euch in Euerm Alter dafür. Ich kann Euch doch mein Lebtage nicht alle Wohlthat vergelten, die Ihr mir erzeigt habt. Nicht wahr, liebe Mutter! Ihr seyd doch darum nicht unwillig über Eure

gehorsame Tochter
Marie.

69. Die kluge Wahl.

Ein kluger Mensch wollte heyrathen, und kam in ein Haus, in welchem zwo Schwestern waren. Die eine war hübsch, putzte sich gern, und that nicht gern nützliche Arbeit. Die andere war bey weitem nicht so kostbar geputzt, sondern nur reinlich; aber sie war fleißig, that alles im Hause, und besorgte die ganze Wirthschaft.

Welche von beyden wird er wohl geheyrathet haben?

70. Vom Nutzen der Obrigkeit.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche, oder solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf un-

ordentliche Wirthe, daß heißt, solche, die sich nach nichts, als nach ihrem eigenen Willen richten wollten, und zum allgemeinen Beßten nichts beytragen mochten. An dem Felde dieses Dorfs floß ein kleiner Fluß, der bey großem Wasser oft die Dämme durchbrach, und durch Uiberschwemmug Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten, und thaten ihr Mögliches; aber es war für sie zu viel Arbeit. Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht helfen, und aus Eigensinn lieber Schaden leiden, als den andern behülflich seyn. In ihrem Dorfe war es morastig und tief, daß im Winter ihr Vieh stecken blieb, und keiner ohne Müh und Schaden den Dünger vom Hofe bringen konnte. Die vier ordentlichen Wirthe sagten oft: „Laßt uns alle helfen, und „das Dorf mit Feldsteinen pflastern.“ Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht, sondern nahmen allerley andere Dinge vor, und der Ackerbau war ihre geringste Sorge. Weit vom Dorfe weg, lag eine große Haide, die der Gemeine nichts eintrug. Nun hatte das Dorf wenig Holz; denn es war von jeher schlecht damit hausgehalten worden. „Laßt uns das „Stück Land hegen,“ sprachen die ordentlichen, „und Holzsamen darein säen, und das Vieh hüten, „daß es das junge Holz nicht abfrißt, bis es groß „wird: so haben doch wenigstens unsere Kinder Holz „zu erwarten.“ „Das wäre uns eben recht,“ sprachen die unordentlichen, „bisher konnte man doch „das Vieh darauf treiben, und das müßte man dann „unterlassen. Wenn der Nutzen gleich nicht groß „war: so kam doch das Bischen noch uns zu gut; „der Himmel weiß aber, wer das Holz einmal hauen „wird.

„wird. Wir sollen nichts als Mühe und Kosten ha„ben, damit unsere Nachkommen den Profit ziehen? „Ei, unsere Nachkommen mögen zusehen, wie sie „sich durchschlagen. Ihre Väter sind auch nicht er„froren, ob gleich auf der Haide kein Holz stand.“ Kurz, sie hielten in allem Guten das Widerspiel. Endlich bekam dieses Dorf eine ordentliche Obrigkeit. Da ward es anders. Die Rechtschaffenen wurden gelobt und geschützt, die andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen lassen, und die Widerspenstigen wurden gestraft.

Gott regiert die Menschen durch Obrigkeiten. Die Obrigkeit ist von Gott verordnet. Sie straft die Bösen, und ist der Frommen Schutz und Beystand.

Jedermann sey also willig unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Röm. 13, 1. u. f.

71. Das Gewitter.

Furchtsam war mit Wilhelm einst zur Arbeit auf dem Felde. Da kam ein Gewitter mit starken Blitzen und Donnerschlägen. Furchtsam sagte: „Komm, „lieber Wilhelm, laß uns laufen, dort steht ein hohler „Baum, darin wollen wir uns vor dem Gewitter „verbergen! Mir wird ganz angst bey dem Donner „und Blitze.“ Wilhelm sprach: „Nein, so unver„ständig bin ich nicht. Unter Bäume zu treten, die „oben dürre Zacken haben, wie dieser hat, ist nicht „gut bey einem Gewitter. Denn der Blitz fährt „gern an solchen Bäumen herunter. Das Gewitter „ist eine Wohlthat Gottes, es erschüttert die Erde, „macht durch warmen Regen das Land fruchtbar, und

„reiniget die Luft. Wenn ich auch naß werde, mein „Zeug wird bald wieder trocken, und unter freyem „Himmel ist weniger Gefahr, als in dem hohlen „Baum. Oder meynest du, wenn Gott meinen Tod „beschlossen hätte, daß ich ihn dann durch den hohlen „Baum abhalten würde?“ Furchtsam ließ sich durch die Unerschrockenheit Wilhelms, welche auf vernünftige Gedanken gegründet war, bewegen, und blieb bey ihm. Als sie noch redeten, siehe, da schlug der Blitz in den hohlen Baum, worein sich Furchtsam verbergen wollte. Da fiel Furchtsam, als er sich vom Schrecken erholt hatte, Wilhelmen um den Hals, und dankte ihm: „Lieber Wilhelm, du hast mir mein Leben ge„rettet!“ rief er. „Nur halb,“ sprach Wilhelm; „denn deiner Folgsamkeit gegen meine Vorstellung ge„bührt die andere Hälfte.“

Furcht vermehrt allemal die Gefahr.

Der Furchtsame leidet doppelt, nämlich von wirklichen und eingebildeten Gefahren; und weiß sich vor Angst nicht zu helfen, wenn auch noch Rettungsmittel für ihn da wären.

72. Das Brennglas.

Einst schien des Frühlings die Sonne sehr hell in die Schulstube. Die Schulkinder hatten durch ihre Aufmerksamkeit ihrem Lehrer Freude gemacht, und er wollte ihnen wieder eine Freude machen. Da holte der Lehrer ein Brennglas, denn in seiner Gegend war ein solches Ding den meisten Bauersleuten damals noch unbekannt. Kinder, sagte also der Lehrer, was meynt ihr dazu? Es ist kein Feuer in der

Stube,

Stube, und ich will doch mit Hülfe dieses Glases ein Stück Schwamm anstecken. Darauf trat er in die Sonne, ließ die Sonnenstrahlen in einer gewissen Entfernung durch das Glas auf den Schwamm fallen; da brannte der Schwamm. Eines von den Kindern, welches am meisten nachdachte, sprach: Lieber Lehrer! nicht wahr, die Sonne brennt; aber im Glase selbst ist kein Feuer? Du hast Recht, sprach der Lehrer, das Glas ist nur das Hülfsmittel oder die Mittelursache dazu. Es macht, daß viele Sonnenstrahlen zusammen auf Einen Punkt fallen, denn es ist bauchigt geschliffen, nämlich in der Mitte dicker als aussen herum. Weil denn nun durch das Glas so viele Sonnenstrahlen auf ein Fleckchen zusammen gebracht werden, so stecken sie brennbare Sachen in Brand, da sie ausserdem nur warm machen, aber nicht anzünden. Aber wer merkt unter euch auf noch etwas, das doch auch nöthig ist, wenn es anzünden soll? Da riethen die Kinder bald auf dieses, bald auf jenes; aber keiner traf es recht. Rathen hilft nichts, sprach der Lehrer, wo es blos auf Sehen und Bemerken ankommt. Doch ich will es euch sagen: Ich muß das Glas in einer gewissen bestimmten Weite von dem, was ich anzünden will, halten, sonst zünden die Sonnenstrahlen nicht, wie ihr sehen könnt.

Aber ich will euch noch einen Nutzen des Glases, welches auf die Art, wie dieses, geschliffen wird, kennen lehren. Alles, was man dadurch betrachtet, scheint größer, als es wirklich ist, wie ihr an den Buchstaben in diesem Buche sehen könnt, wenn ihr sie durch dieses Glas ansehet. Man hat auch noch kleinere, fast eben so geschliffene Gläser, die zum Theil

kaum so groß sind als eine Linse. Durch diese betrachtet man ganz kleine Dinge, die man mit dem bloßen Auge gar nicht, oder doch nur sehr undeutlich sehen kann. Durch diese Gläser aber scheinen sie wohl zweymal größer, daher man sie auch **Vergrößerungsgläser** (Mikroskope) nennt. Die **Ferngläser**, oder Perspektive, sind auch sehr merkwürdig. Sie sind aus ein paar Gläsern in einer Röhre zusammen gesetzt. Das eine von den Gläsern macht heller und das andere größer. Sieht man also durch das Fernrohr: so kann man weit abgelegene Sachen, die man mit dem bloßen Auge nicht erreicht, ziemlich genau unterscheiden. Auf eine ähnliche Weise sind auch die großen Fernrohre gemacht, mit denen man in die Sterne sieht. Es gibt zwar auch einfache Gläser, mit denen man in die Ferne sehen kann, aber diese sind nur für solche Leute, die ein kurzes Gesicht haben. Wer ein scharfes Auge hat, sieht ohne Glas eben so weit, als einer mit einem kurzen Gesicht durch solche **Fernbrillen** (Lorgnetten).

Da fragten die Kinder, ob die gewöhnlichen Brillen nicht auch solche Gläser wären? Nein, sagte der Lehrer, die Gläser an den gewöhnlichen Brillen sind fast ganz gerade geschliffen, die letztern aber, von denen ich euch sagte, ein wenig einwärts.

Auch dienen die gewöhnlichen Brillen denen, deren Augen blöde geworden sind, nur dazu, um in der Nähe besser zu sehen, und nicht in der Ferne. Wer aber ein scharfes Gesicht hat, den hindern beyde

Arten von Brillen im Sehen. Ihr, die ihr gesunde Augen habt und gut sehen könnt, danket Gott, lieben Kinder, daß er euch gesunde Augen geschenkt hat, womit ihr um euch her alle seine schönen Werke sehen könnt, und sündigt nicht mit euren Augen.

Wie kann man denn mit den Augen sündigen? fragten die Kinder. Auf mancherley Art, antwortete der Lehrer. Am meisten aber, wenn man gerne Böses thun sieht.

73. Der Magnet.

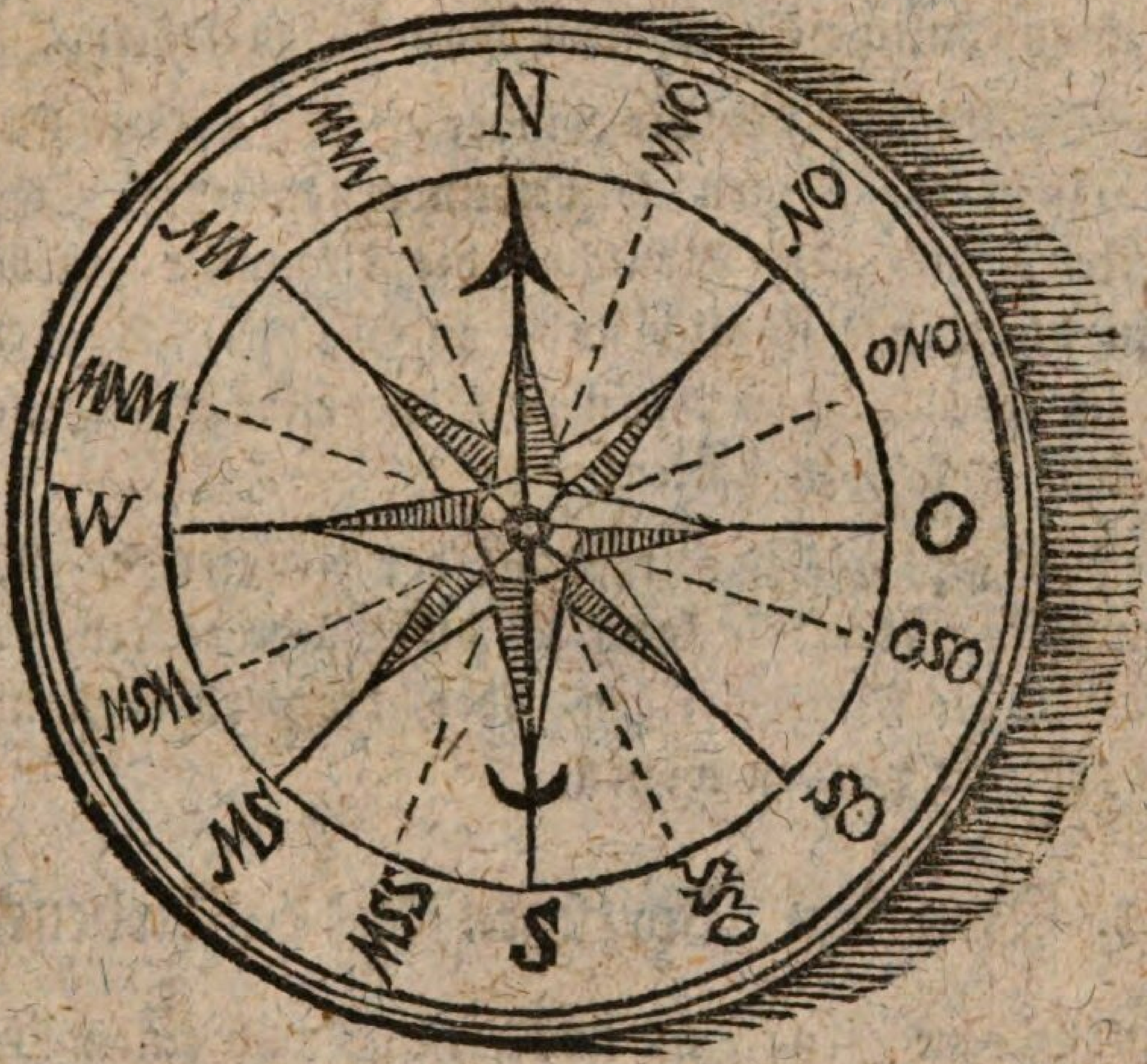
Ein Schullehrer versprach einstmals seinen Schulkindern ein merkwürdiges Schauspiel. Erstlich nahm er einen Magnetstein, (der aus den Bergwerken gegraben wird und eine Art von Eisenstein ist,) und ließ eines von den Schulkindern einen Schlüssel daran halten; und der Schlüssel blieb hangen. Zum andern streute er Eisenfeilspäne auf einen glatten Tisch; unter dem Tisch strich er mit den eisernen Beschlägen des Magneten an der Tischplatte, da, wo oben auf die Eisenspäne lagen, hin und her; und die Eisenspäne schienen zu tanzen, und hin und her zu laufen. Da verwunderten sich die Kinder sehr, und einige baten ihren Lehrer, er sollte ihnen doch erklären, wie das zugienge. Das kann ich nicht, ihr lieben Kinder, sprach er: aber natürlich ist es, und keine Zauberey. Denn, daß der Magnet die wahre Ursach ist, warum sich jetzt die Feilspäne bewegen, dieses seht und erkennt ihr; denn die Wirkung erfolgt jederzeit, und eben so gewiß, wenn ich, oder ein anderer den Magneten führt.

Also wenn ihr künftig etwas seht, davon ihr nicht begreift, wie es damit zugeht: dann erinnert euch an die Wirkungen des Magneten, und hütet euch vor Aberglauben.

Aber lieber hätt' ich es gesehen, fuhr der Lehrer fort, wenn ihr mich nach dem Nutzen des Magneten gefragt hättet. Und er hat vielfachen Nutzen. Der wichtigste aber ist der, daß er den Schiffsleuten den Weg auf dem Meere zeigt. Ei, schrien die Kinder, das ist wohl so gemacht, wie bey uns auf der Kreutzstraße, wo's auf dem großen Stein angeschrieben steht, wo jeder Weg hinzieht? Nein, Kinder, sagte der Schullehrer. Dieser Stein hat die Eigenschaft, daß, wenn man die Spitze eines kleinen stählernen Zeigers mit ihm bestreicht, und diesen Zeiger auf ein Stiftchen ins Gleichgewicht setzt, sich die bestrichene Spitze beständig gegen Norden drehen muß, man mag auch daran rütteln, so viel man will. Da man nun auf dem Meere keinen solchen Weg vor sich sieht, wie auf dem vesten Lande: so muß man sich genau nach den Himmelsgegenden richten. Um also recht pünktlich zu wissen, wo Norden ist, und nach diesem Punkt alle übrigen Erd- und Himmelsgegenden bestimmen zu können, nimmt man allezeit einen solchen mit Magnet bestrichenen Zeiger auf das Schiff. Der kleine Zeiger, den man die Magnetnadel nennt, und der mitten im Gleichgewicht ein Grübchen hat, damit er nicht von dem Stiftchen, worauf er sich umdreht, herunterfällt, ist nun in einer mößingenen runden Büchse angebracht, die oben einen Glasdeckel hat, und das ganze Ding wird ein Compaß genannt. Ihr könnt an diesem Compaß hier dieses alles sehn.

Dreht

Dreht ihn so oft um, als ihr wollt, und die bestrichene, und wie ein Pfeil gespaltete Spitze wird stets nach Norden weisen.



Durch diesen Compaß wissen also die Schiffer in der großen See ihren Weg zu finden, und segeln nun einige tausend Meilen nach solchen Ländern, wohin zu Lande kein Weg und kein Fuhrwerk gehen kann. Durch die Schiffahrt haben sich die Menschen auf der Erde kennen gelernt. Sie handeln, das heißt, sie vertauschen ihren Uiberfluß gegen einander, und bezahlen entweder mit Waaren, oder mit Geld. Die Waaren, welche oft sehr schwer sind, werden in Schiffen auch bequemer und wohlfeiler, als auf Wagen, fortgebracht. Denn ein großes Schiff kann mehr fortschaffen, als tausend Wagen, jeder mit vier Pferden bespannt. Wir

haben

haben auch durch die Schiffahrt Gottes Herrlichkeit in der Schöpfung noch besser kennen gelernt, als zuvor, da wir fremde Länder nicht leicht besuchen konnten. Seht, Kinder, so, und noch auf andere Art, nutzt dieser unansehnliche Stein, den man Magnet heißt.

Da freuten sich die Kinder, und lobten Gott, der seinen Geschöpfen so bewundernswürdige Eigenschaften, und dem Menschen die Vernunft gegeben, wozu die Dinge nützlich sind, zu erfinden. Auch baten sie ihren Lehrer, ihnen noch mehr solche angenehme Lehrstunden zu halten.

Wie geht das zu? fragt oft der Neugierige. Wozu nützt es, oder wie kann ich die Sache gebrauchen? so fragen die Wißbegierigen, oder, die gern verständig und geschickt werden wollen.

74. Von den Vorzügen des Landlebens.

Ein Bürger gieng einst im Frühling nach einem Dorfe. Gegen Abend kam ein gewaltiger Regen, und er getraute sich nicht in dem Regen nach Hause zu gehn, sondern blieb in dem Dorfe. Nach kurzer Zeit trat der Hauswirth mit seinem Sohne herein, die von der Arbeit kamen; und nach den gewöhnlichen Grüßen entstand unter ihnen folgendes Gespräch:

Der Bürger. Nein, ich möchte kein Bauer seyn! In solchem Wetter pflügen, oder sonst draussen handthieren, das mag keine kleine Plage heissen, und wie oft ist nicht im Jahr schlechtes Wetter!

Der Hauswirth. Mühe ist keine Plage, lieber Herr; und dann ist das Wetter von Gott, und ist immer nützlich.

Der

Der Bürger. Ja, das ist wohl wahr; aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl, aber darum nicht krank; und das macht die Gewohnheit, oft naß zu werden, daß es uns nicht schadet.

Der Bürger. Ihr seht freylich nicht krank aus, mein Freund; aber ehe man das auch gewohnt wird!

Der Sohn. Von Jugend auf sind wir härter, als die Leute in der Stadt. Wir spielen als Kinder, im kalten Wasser, und oft bey solchem strengen Wetter auf der Straße, da in der Stadt keiner sein Kind heraus ließe. Und überdieß sagt das Sprichwort: Arbeit wärmt.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Hauswirth. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber unsre sind überdem auch noch lustig. Wenn euch eine Lerche singen soll, so müßt ihr sie füttern; uns singen viele hundert umsonst. Eure Profeßionen sind oft sitzend und unangenehm, eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen übel, und wie oft geht ihr mit Gift um, welches euch siech und elend macht. Uns aber erfreuen die schönsten Blumen durchs Gesicht und durch den Geruch zugleich. Und der Duft frischer gepflügter Erde, gibt ein wahres Stärkungsmittel für unsre Gesundheit. Ein schöner Frühlingsmorgen ist etwas sehr herrliches, wovon aber in der Stadt wenig genossen wird.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr bringt euch nicht auch alles! Hitze und Nässe, Hagel und Sturm, Ungeziefer, Krieg und Viehsterben, alles kann euch

verderben. Aber wir, wir arbeiten immer fort, und wenn viel darauf geht, dann haben wir oft die meiste Nahrung.

Der Hauswirth. Ja, Herr, aber wir brauchen auch nicht so viel, als ihr, und als uns doch Gott gemeiniglich schenkt. Wenn es uns dann einige Jahre nacheinander gelingt, dann können wir auch wieder einen Schaden ertragen. Und dann so haben wir mehr Anlaß, durch alles, was um uns her geschieht, an Gott zu denken, und fromm zu seyn. Denn wir sehen Gottes Werke täglich, und empfangen unsern Segen unmittelbar von ihm, der allem Fleische Speise, und dem Vieh sein Futter gibt, und dem Regen gebietet, auf daß die Höhen ihr Gewächs geben können.

Der Bürger. Dafür haben wir auch in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit, Hülfe in Krankheiten, Umgang und Anstalten, unsere Kinder etwas lernen zu lassen, als ihr. Auch ist unser Gottesdienst viel häufiger und prächtiger, unsere Häuser und Gärten sind schöner, und unsere Kleidung ist bequemer, als die eurige.

Der Hauswirth. Lieber Herr, unsere Armuth reitzt keinen, uns zu berauben, und wenn man uns Unrecht thun will, so schützt uns die Obrigkeit. Krank werden wir seltener, weil wir weniger schmausen. Unsere Kinder erziehen wir wohlfeiler und leichter, als ihr; Fleiß und gesunde Glieder sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst betrifft, so wissen wir, daß nicht die Menge der Gebete, sondern die Redlichkeit des Betenden, Gott angenehm ist;

und

und oft singen wir mit mehr wahrer Andacht bey der Feldarbeit, als in mancher Kirche gesungen wird. Unsre Häuser decken uns vor dem Wetter; unsre Felder nähren uns hinreichend; und die Kleidung sowohl, als das Haus, macht uns nicht arm durch unnöthige Kostbarkeit.

Der Bürger. Ihr möcht sagen, was ihr wollt; ich werde kein Bauer.

Der Hauswirth. Lieber Herr! die Stadt hat ihre Vorzüge; aber das Land hat auch die seinigen. Es ist gut, wenn ein jeder seinen Stand liebt. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten; sondern nur zeigen, daß man als Ackersmann recht glücklich seyn kann, wer sich nur darein zu schicken weiß.

75. Vom Wachsthume der Pflanzen.

Alles, was wächst oder größer wird, muß Nahrung haben. Die Erde hat solche Nahrung oder nährende Theile in sich, wodurch die Pflanzen wachsen. Aber diese Theile können durch die Pflanzen aufgezehrt werden. Bald genug würde dieses geschehn, wenn nicht Luft, Thau und Regen ꝛc. diese nährenden Theile wieder ersetzten. Am meisten wird die Erde fruchtbar gemacht durch geschickte Bearbeitung mit Graben, Pflügen und Eggen, wenn es zu rechter Zeit geschieht. Der Dünger oder Mist trägt auch das seine bey. Er ist öligt und salzigt, davon entsteht sein Geruch, und von der Fäulniß seine Wärme. Auf rechten fetten und kurzen Dünger, der recht gleich auf dem Acker ausgebreitet werden muß, so daß allenthalben davon

etwas vertheilt wird, kommt viel an, wenn etwas wachsen soll. Auch sehr viel auf guten, reifen, am Keim unbeschädigten, und vom vermengten Unkraut gereinigten Samen. Ingleichen darauf, daß nicht oft einerley Getreyde auf denselben Fleck Acker gesäet, sondern mit den Getreydarten so viel möglich abgewechselt wird.

Das Unkraut säet sich selbst, wie z. E. Hederich, Radel, Toll- und Flughafer, Disteln und anderes mehr, oder es vermehrt sich durch die Wurzeln, davon ein jedes abgerissene Stückchen fortwächst, wie die Quetten oder Quecken und Brombeerstauden. Es ist allen guten Pflanzen schädlich; denn es wächst schneller, raubt ihnen die Nahrung, und erstickt sie. Man muß daher seinen Acker davon zu reinigen suchen, und alle hieran gewandte Mühe nicht scheuen, weil sie reichlich vergolten wird.

Wer von Einem Malter Aussaat, nur 4 oder 5 Malter wieder bekommt, muß damit nicht zufrieden seyn, sondern, je nachdem die Fruchtart, die Landschaft und der Boden beschaffen sind, 8 bis 10, wohl auch 12mal so viel wieder zu ärnten suchen, als er ausgesäet hat. Der verständige Landwirth muß also nicht so wohl darauf bedacht seyn, die Zahl seiner Aecker zu vermehren, als vielmehr diejenigen, die er schon hat, zu verbessern; denn mit eben so viel Zeit, Gespann, Gesinde, Arbeit und Einsaat, wird alsdann so viel und mehr Getreyde gewonnen, als von einer größern Morgenzahl.

Bey

Bey der Vermehrung der Aecker ist es nicht also. Da muß man oft das gute Land um des schlechten willen versäumen, oder mehr Vieh und Gesinde halten, als es einbringt, und hat am Ende, wegen des vielen Aufwandes, und der Bestellungskosten, nicht mehr übrig, als der andere, der weniger Land hat. Aber auf das Uibrighaben, oder auf den Uiberfluß, den man nicht in der Wirthschaft verbrauchen muß, sondern verkaufen, oder verhandeln darf, kommt alles bey der Landwirthschaft an. Die Ursache davon ist, weil dadurch Geld zu baaren Abgaben und Bedürfnissen, die der Landmann um Geld kaufen muß, und zu Vermehrung des baaren Vermögens, beygeschafft wird.

Michel hatte 30 Morgen in jeder Fluhr, zusammen also 90 Morgen. Von den zwey Dritteln, die mit Frucht bestellt waren, ärntete er zusammen 216 Malter Getreyd, aber für Aussaat und Haushaltung giengen davon 168 Malter ab, folglich blieben ihm nur 48 zum Verkauf.

Hans hatte 15 Morgen in jeder Fluhr, zusammen also 45 Morgen, folglich nur halb so viel als Michel, daher bekam er auch nur halb so viel Getreid, nämlich 108 Malter; bey seiner geringen Wirthschaft, brauchte er aber nur 48 Malter, und behielt demnach doch 60 Malter zum Verkauf übrig, indeß Michel kaum 48 entbehren konnte. Hans war also bey 45 Morgen reicher, als Michel bey 90 Morgen. Denn man wird nur durch das reich, was man übrig hat.

Gottes Segen ist gemeiniglich bey der fleißigsten und verständigsten Wirtschaft. Denn Hagelschlag, Uiberschwemmungen, Dürre, Brand, Viehsterben und

Krieg, sind ungewöhnliche Fälle, und treffen die faulen so wohl als die fleißigen Wirthe.

Oft sagt der Landmann: „Gott hat meine Aernte „nicht gesegnet," da er doch sagen sollte: Ich bin faul oder unverständig gewesen; ich habe das Land nicht recht besorgt; ich habe schlechten Saamen gesäet; ich habe Stroh, statt Mist, auf den Acker gefahren; ich habe zur Unzeit Brache gepflügt; ich habe das Wasser im Winter von der Saat nicht abgeleitet ꝛc.

Gott segnet gewöhnlich mittelbar. Wer also die rechten Mittel, als die Ursachen einer guten Aernte, nicht anwenden will, der darf auch die gute Aernte, als die Wirkung, nicht erwarten.

76. Die Bewegung der Erde um die Sonne.

Ist denn rund um die Erde Himmel? fragte einstmals ein Schüler seinen Lehrer. Nicht eben so, wie eine Nußschale den Kern umgibt, antwortete der Lehrer, nicht so mußt du dir es vorstellen. Denn der Himmel ist kein vestes oder gläsernes Gewölbe, sondern es ist die Luft, die alles trägt und umgibt.

Der Schüler. Wie kann denn die Erde, da sie so groß und schwer ist, wie man sagt, von der Luft getragen werden, da doch die leichteste Feder nicht lange in der Luft bleibt, sondern nieder sinkt und fällt?

Der Lehrer. Du hast recht, mein Sohn, mir diese Frage vorzulegen. Denn dir ist noch nicht bekannt gewesen, was ich dich jetzt lehren will. Würdest du dich wohl wundern, daß eine Kugel nicht aus meiner

ner Hand fällt, wenn ich mit meinen zehn Fingern sie um und um vest hielte?

Der Schüler. Nein!

Der Lehrer. Warum denn nicht? Sie könnte ja doch auf einer oder der andern Seite herabfallen.

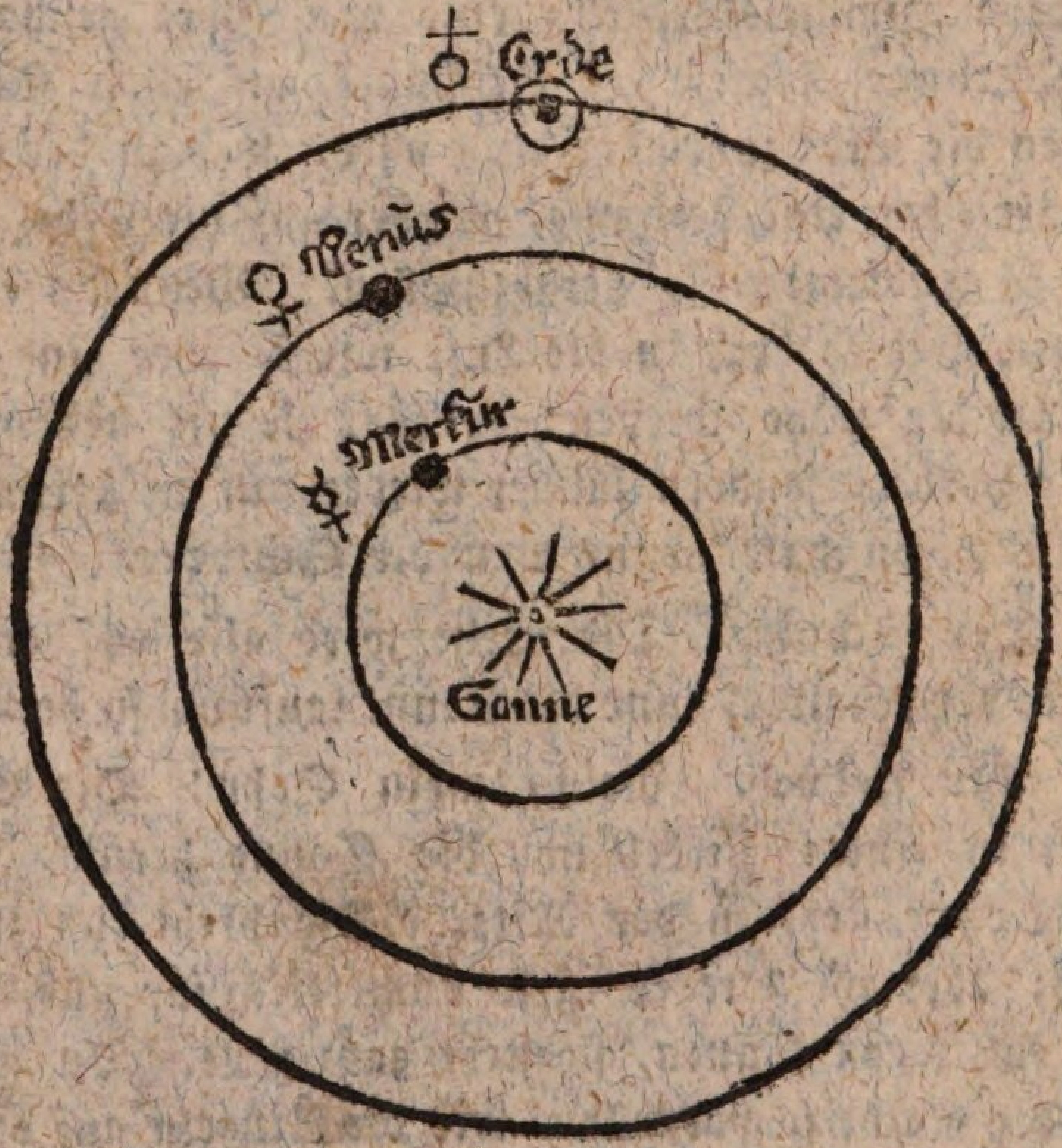
Der Schüler. Das wäre wohl nicht möglich, so lange Sie Ihre Finger um und um an die Kugel anstemmten.

Der Lehrer. Richtig. Was denn nun hier sichtbar durch meine Hand oder vielmehr durch meine Finger geschieht, das thut, bey der Erde und bey allen andern Himmelskörpern, eine von Gott geschaffene unsichtbare Kraft, die gleichstark auf allen Seiten gegen die Erde zudrückt: und alles, was zu der Erde gehört, hat eine Neigung, wieder auf die Erde, von der es genommen ist, herabzufallen. Wenn du einen Stein noch so hoch in die Luft wirfst, oder eine Kugel in die Höhe schießest: so fällt sie nie neben der Erde vorbey, sondern immer wieder auf sie herunter. Diese Eigenschaft nennt man die Schwere.

Der Schüler. Die Erde wird also auf einem Flecke vest gehalten, und die Sonne lauft um sie herum?

Der Lehrer. Nein, mein Sohn! Die Erde lauft in einem Zirkel um die Sonne herum, und die Sonne steht in der Mitte. Sie dreht sich zwar auch; aber ihr Drehen ist so unmerklich für uns, daß wir fast sagen können, sie steht ganz stille. Du mußt dir die Sache so vorstellen, wie die Ringeln auf einer Schießscheibe. Das Schwarze, oder der Mittelpunkt der Scheibe, stellt die Sonne vor. Die Ringeln aussen herum, sollen nun die Zirkel andeuten, auf denen die Erde und die übrigen Planeten, von denen

ich dir morgen sagen will, herum laufen. Einige Ringeln sind näher bey der Sonne, und andre sind weiter weg. Unsre Erde ist denn nun, so zu sagen, auf dem dritten Ringel, und die andern Planeten sind zum Theil der Sonne näher, zum Theil ferner. Alle 24 Stunden dreht sich die Erde um sich selbst herum, wie sich ein Rad um die Axe dreht, und in einem Jahr kommt sie um den großen Zirkel herum, den sie um die Sonne lauft. So drehen sich die Räder um ihre Axe und laufen dabey doch immer ihren Weg weiter fort.



Der Schüler. Da kommen wir ja manchmal, so zu sagen, auf die Köpfe zu stehn, wenn sich die Erde herumdreht. Warum fallen wir denn nicht von der Erde weg?

Der

Der Lehrer. Erinnerst du dich nicht mehr, was ich oben gesagt habe?

Der Schüler. Ach ja, lieber Lehrer. Alles, was zur Erde gehört, wird durch eine unsichtbare Kraft immer auf sie hingedruckt, daß es nicht ganz von ihr weg kann.

Der Lehrer. Uiberdieß können wir ja rund um die Erde herumreisen, und gerade unter unsern Füssen wohnen auch Menschen. Wenn wir zu ihnen kommen, so befinden wir uns eben so wohl als hier und niemand glaubt, daß er unter sich stehe; denn wo der Himmel ist, das nennen wir oben, und wo die Erde ist, das nennen wir unten, wir mögen seyn, wo wir wollen. Gesetzt also, daß unsre Erde sich nicht drehe; so wäre doch so viel richtig, daß niemand von der Erde wegfällt, er mag, wie man zu reden pflegt, oben oder unten seyn. Das lehrt die Erfahrung.

Der Schüler. Wie kommt es denn aber, daß man vom Umdrehen nichts fühlt?

Der Lehrer. Bist du wohl schon auf dem Main oder sonst wo zu Wasser gefahren, wenn es windstill war?

Der Schüler. O ja, lieber Lehrer, schon öfters.

Der Lehrer. Nun, wie war es denn da?

Der Schüler. Da wars, als wenn der Schelch (Kahn) stille stünde, so sanft giengs; aber die Berge, Bäume und Dörfer am Ufer, schienen zu laufen.

Der Lehrer. Noch viel gleicher und sanfter ist die Bewegung der Erde. Und nun weißt du auch aus dem obigen Exempel, warum die Sonne zu laufen scheint,

scheint, ob sie gleich stille steht. Nach diesem Anschein richtet sich auch die Bibel, wenn sie vom Laufen und Stillestehn der Sonne redet. Jos. 10, 12. Ps. 19, 6 7.

Der Schüler. Warum lauft denn aber die Erde nicht von der Sonne weg, sondern immer rund um sie herum?

Der Lehrer. Weißt du noch, was der Magnet für eine Kraft hat?

Der Schüler. O ja, er zieht Stahl und Eisen an sich.

Der Lehrer. Eine ähnliche Kraft, unsere Erde und die übrigen Planeten an sich zu ziehn, hat nun auch die Sonne, und deßwegen muß die Erde immer um sie herumlaufen.

Der Schüler. Das versteh ich nicht, lieber Lehrer.

Der Lehrer. Ich will dirs erklären. Nimm einmal an da oben an der Decke wär' ein Nagel eingeschlagen, der stelle die Sonne vor. An dem Nagel wär' ein Faden angeknüpft, der bedeute die anziehende Kraft der Sonne, und an dem Faden hieng eine Bleykugel, die zeigte unsre Erde an. Wenn ich denn nun der Kugel einen Stoß gäbe, würde sie wohl gerade fort fliegen?

Der Schüler. Nein, lieber Lehrer, sie könnte ja nicht, weil sie der Faden, oder die anziehende Kraft, zurückhält.

Der Lehrer. Was wird denn also die Kugel thun?

Der

Der Schüler. Sie wird im Ringel herum laufen.

Der Lehrer. Richtig mein Sohn; Die Erde hängt nun freylich nicht an einer Schnur; aber sie wird doch durch eine unsichtbare Kraft (wie du bey dem Magnet gesehen hast) gegen die Sonne gezogen, und von Gott ist es schon so eingerichtet, daß sie niemals stille stehn kann, sondern immer auf ihrer Bahn fortlaufen muß.

Der Schüler. Nun begreif ich das Ding, und merke, daß der Schulunterricht klug macht. Aber vergeben Sie mir eine Frage: Ist denn die Erde rund oder eckigt?

Der Lehrer. So rund und glatt wohl nicht, wie eine Bleykugel. Du weißt, es gibt Berge und Thäler; aber wenn man die Größe des Ganzen bedenkt, so verschwinden alle diese beträchtlichen Höhen und Tiefen. Denn, wenn man so weit von der Erde sich weg stellen könnte, daß man sie ganz, wie eine Kugel übersehen könnte: so würde sie, in einer gewissen nöthigen Entfernung, uns völlig rund vorkommen. So wie etwa auf den thönernen Kugeln, womit ihr als Kinder spielt, Ungleichheiten sich befinden, ihr diese Kugeln aber doch rund nennet; so nennt man auch die Erde rund, oder eine Kugel, aller Berge ohnerachtet.

Der Schüler. Woher kommt denn Tag und Nacht?

Der Lehrer. Davon wird es auf der Erde bey uns Tag, wann die Seite der Erde, auf welcher wir woh-

wohnen, sich gegen die Sonne kehrt; und Nacht, wann sie sich von der Sonne wegwendet.

Wenn ich auf eine Kugel die Namen der Welttheile schrieb, und sie hier in die Sonne setzte, und langsam herumdrehte: so hättest du ein deutliches Exempel davon. Denn die Länder, welche jetzt die Sonne beschiene, hätten ihren Tag, und die nicht beschienenen Länder ihre Nacht.

Der Schüler. Welche Weisheit hat Gott im Bau der Erde bewiesen, lieber Lehrer!

Der Lehrer. Erbaue dich oft, mein Kind! an solchen guten Gedanken. Wann du nun die schönen Beschreibungen in der Bibel liesest, von der Herrlichkeit und Weisheit Gottes: so wirst du das eher fassen und glauben können. Dieser Glaube aber wird dich vorbereiten, auch das zu glauben, was von Gottes Anstalten, uns ewig glücklich zu machen, darin geoffenbaret ist.

Ps. 74, 16. Tag und Nacht ist dein Werk, o Gott! Du machest, daß die Sterne ihren gewissen Lauf behalten.

77. Eine kurze Nachricht von der Welt.

Im Anfang einer hellen Sommernacht, saßen einstmals Vater und Sohn vor der Thüre ihres Hauses. Der Anblick so vieler leuchtenden Sterne rührte den Sohn. Ach, lieber Vater, sprach er, noch nie sah ich den Himmel so schön!

Der Vater. Und doch bist du zwölf Jahr alt, und hast also schon manche helle Nacht erlebt!

Wilhelm. Ja wohl! aber ich habe nur nicht Achtung darauf gegeben.

Vater. Das war es, mein Sohn. Und David hat also wohl recht, wenn er sagt: Groß sind zwar die Werke Gottes; aber nur der hat Lust daran, der darauf achtet. Ps. 111, 2.

Wilhelm. Ich will auch nun auf alles recht achten, was Gott gemacht hat, damit ich Gott recht kennen und lieben lerne. Aber, lieber Vater! ihr wißt ja so viel Gutes, erzählt mir doch etwas von Himmel und Erde, und was eigentlich die Sterne seyn mögen.

Vater. Das alles zusammen wird die Welt genennt. Und wer also dieses Wort, Welt, gebraucht, soll damit meynen, alles Sichtbare, was Gott geschaffen, oder gemacht hat.

Wilhelm. Kennen wir denn alles, was Gott geschaffen hat, lieber Vater?

Vater. Nein, nicht alles. Manches ist sichtbar, und manches unsichtbar. Sichtbar sind alle die Dinge, welche in unsere Sinne fallen, solche Dinge, z. E. die wir mit gesunden Augen sehen, und mit unsern Gliedern fühlen können. Doch davon ein andermal. Itzt wollen wir von den Sternen reden, die du da schimmern siehst. Einige haben ein eigenes Licht, so wie unsere Sonne, diese heißen Fixsterne; andere haben kein eigenes Licht, sondern werden von solchen Sonnen erleuchtet, und diese heißen Planeten. Die nun zu einer von diesen Sonnen gehören, die machen mit ihr ein besonderes Ganzes aus, so wie Glieder deines Körpers zusammen gehören, und ein Ganzes ausmachen. Zu unserer Sonne gehören auch solche Sterne, die man Planeten nennt. Man zählt deren 7, gibt ihnen besondere Namen und schreibt sie mit besondern Zeichen. Sie heißen:

Merkur ☿, Venus ♀, Erde ♁,

Mars ♂, Jupiter ♃, Saturn ♄

und Uranus ⛢

Unter diesen allen kennst du wohl, ausser unserer Erde, keinen so gut als die Venus, den sogenannten Morgen- und Abendstern. Ausser diesen Hauptplaneten

neten gibt es nun auch noch Nebenplaneten, die zu den Hauptplaneten gehören und beständig um sie herumlaufen. Der Nebenplanet, der zu unserer Erde gehört, ist bekanntermaßen der Mond ☽, der uns unter allen am nächsten steht und daher am größesten scheint. Der Uranus wurde erst im Jahr 1781 von einem gebohrnen Deutschen (einem Hannoveraner) Namens Herschel, in England entdeckt, und ist also von dem berühmten Wetterpropheten, der den abergläubischen hundertjährigen Kalender schrieb, übersehen worden. Du, lieber Wilhelm, weißt schon, daß es mit dem Regieren der Planeten, lauter Possenwerk ist. Weil der Merkur am nächsten bey der Sonne steht, und der Saturn und Uranus am weitesten davon entfernt sind: so schließt man zwar, daß es auf dem Merkur heisser seyn werde, als auf dem Saturn und Uranus; aber das wäre Narrheit, wenn wir glauben wollten, daß dieses oder jenes Jahr für uns ausserordentlich heiß oder kalt seyn müsse, weil es einem Kalenderschmierer eingefallen ist, es dem Merkur oder Saturn zuzuschreiben. Die Cometen, vor denen man sich sonst so fürchtete, sind auch Planeten; aber sie machen so weite Reisen um die Sonne herum, daß sie gar viele Jahre brauchen, bis sie uns wieder so nahe kommen, daß wir sie sehen können. Die Sternkundiger haben es schon so weit gebracht, daß sie uns von einigen Cometen voraus sagen, wann sie wieder kommen.

Wilhelm. Wie groß sind denn wohl die Planetsterne?

Vater.

Vater. Sie sollen sehr groß seyn, sagen die Leute, die dergleichen zu berechnen verstehen, und zum Theil viel größer, als unsere Erde. Denn unsere Erde ist auch kein solcher Stern, und wird von den Geschöpfen im Monde so gesehen, wie wir den Mond sehen, nur daß ihnen unsere Erde größer scheint.

Wilhelm. Was sagt ihr, lieber Vater! sind denn im Mond auch Geschöpfe?

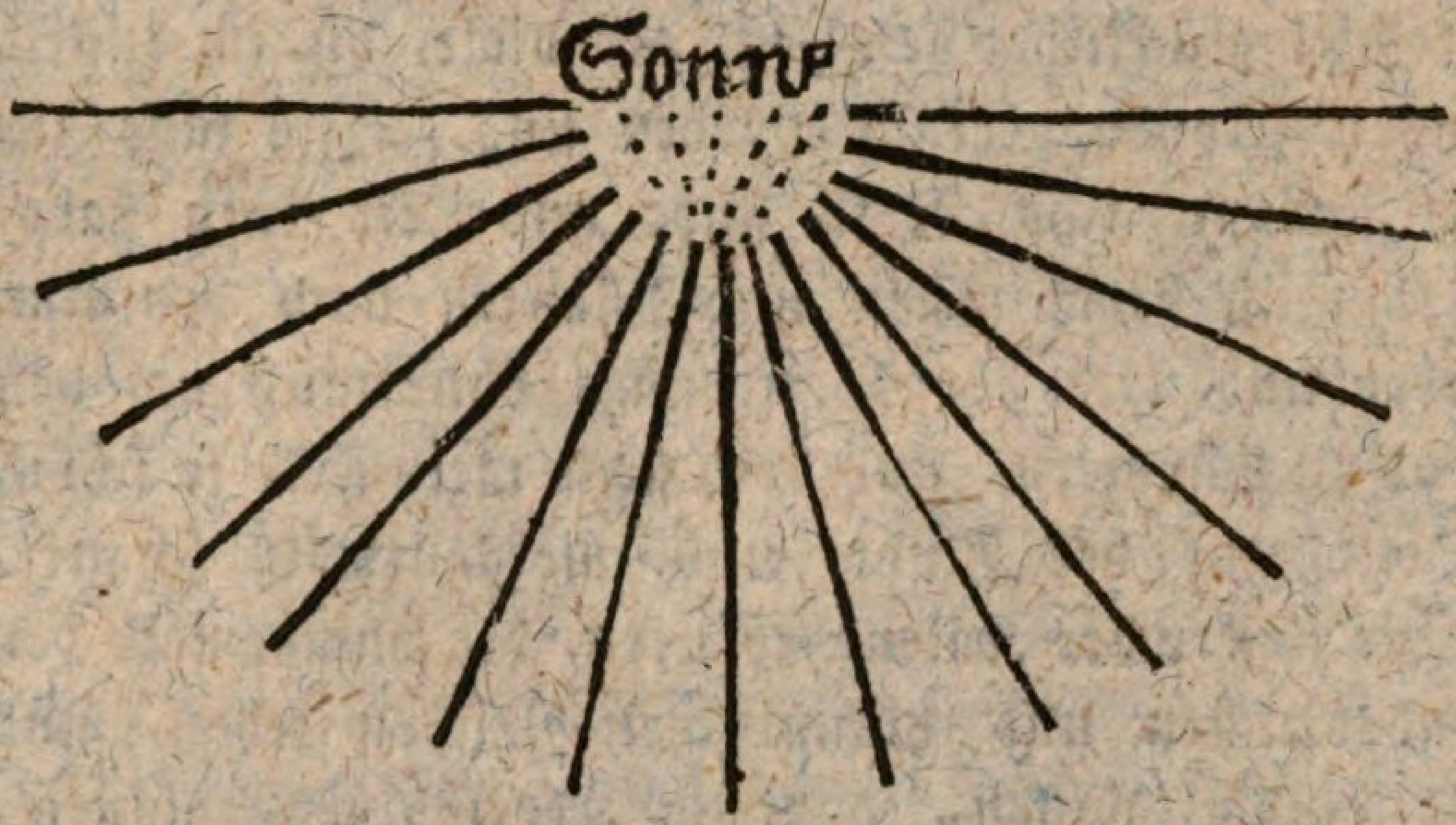
Vater. Verständige Leute vermuthen es aus vielen Gründen, weil der Mond viel ähnliches mit unserer Erde hat; aber beschreiben kann ich sie nicht.

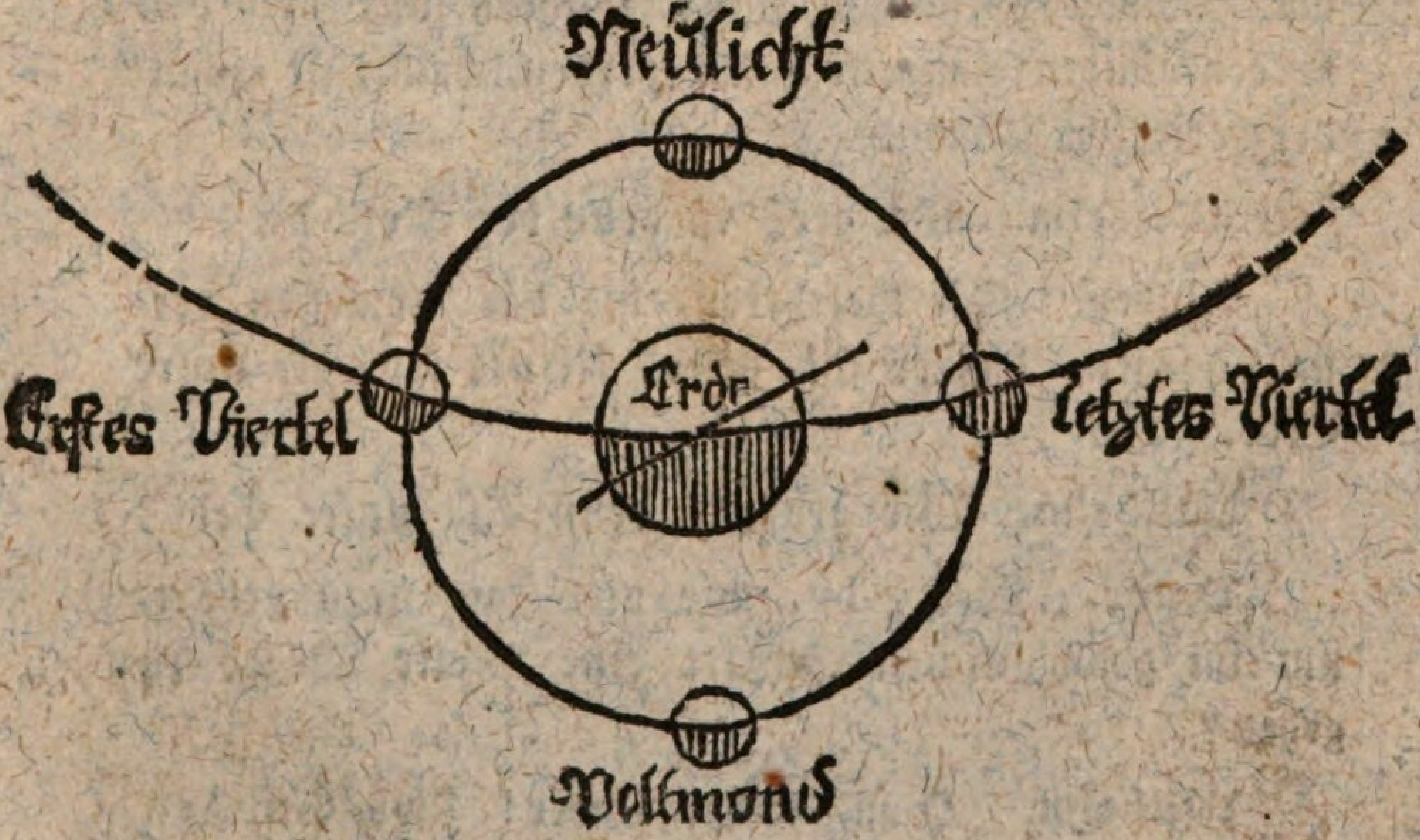
Wilhelm. Warum sieht denn aber der Mond nicht einmal wie das anderemal aus?

Vater. Weil sein Stand, und der Stand der Sonne und der Erde, sich immer untereinander verändern. Der Mond ist bekanntermaßen ein Planet, ist also nicht an und für sich selbst hell, sondern erhält sein Licht von der Sonne. Steht nun die Sonne (die des Nachts nur aus unserm Gesichtskreis verschwunden ist, und eine andre Hälfte der Erde bescheint) so, daß wir die ganze erleuchtete Hälfte des Mondes sehen können: so ist es Vollmond ○. Erblicken wir aber nur ein Stückchen von der hellen Seite, so nennt man es Mondsviertel. (☽ erstes. ☾ letztes Viertel.) Sehen wir endlich nur die Nacht-

seite

seite des Mondes und gar nichts von der erleuchteteten Hälfte; so sagt man: es ist Neulicht ●





Wilhelm. Wie kommt es denn aber, daß man sich mit dem Säen, Pflanzen, Aderlassen, Purgiren, Haarschneiden, Hochzeitmachen rc. nach dem Mond richten muß, wie ich schon oft gehört habe?

Vater. Von mir hast du es wohl nicht gehört, lieber Wilhelm. Deine Mutter und ich haben im abnehmenden Monde Hochzeit gemacht, und sind doch, Gottlob! glücklicher gewesen, als viele, die im zunehmenden Monde getraut worden sind. Ich lasse zur Ader, wenn ichs Noth finde und Zeit dazu habe; richte mich beym Säen und Pflanzen nach den Umständen nnd nach der Witterung, ohne mich um den Mond zu kümmern, und doch steht mein Feld so schön, als eins auf der Fluhr, und meistentheils schöner, als die Aecker der Kalenderbauern, die immer nach den Mondsbrüchen und himmlischen Zeichen sehen, und nicht einmal wissen, daß die Krebse, Skorpionen, Zwillinge, Fische, Widder und wie sie heissen, gar nicht am Himmel vorhanden sind, sondern nur von den Sternkennern so angenommen werden, damit sie einander berichten können.

Wilhelm. Wie groß ist denn der Mond?

Vater. Die Gelehrten, die das Abmessen verstehn, sagen, daß er fast 50mal kleiner sey, als unsre Erde.

Wilhelm. Wie groß ist denn also unsre Erde?

Vater. Weißt du, wie viel Zeit dazu gehört, um im gewöhnlichen Schritt eine Meile Weges zu gehen?

Wilhelm. O ja, lieber Vater! Zwo Stunden geht man gemeiniglich, wenn man sagt, man sey eine Meile Weges gegangen.

Vater. Nun, so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß unsere Erde fünftausend und vierhundert solcher Meilen im Umkreise hat.

Wil-

Wilhelm. Das ist ja sehr groß. Und die Sterne sollen zum Theil noch größer seyn? Sonst dacht' ich, die Sterne wären nur kleine Pünktchen, und die Sonne kaum so groß, als die Uhrscheibe an unserm Kirchthurm.

Vater. Da irrtest du sehr, mein Sohn, wenn du dieses glaubtest. Es sind sehr wenige von den Sternen, die du siehst, welche nicht unzähligemal größer wären, als unsre Erde. Aber weil sie so weit von uns entfernt sind, darum scheinen sie uns kleiner, als sie sind. Du sagtest von der Uhrscheibe an unserm Kirchthurm. An diesem Exempel will ich dich morgen überführen, daß, wann uns etwas Entferntes klein scheint, wir es darum nicht für so klein halten müssen, als es das Ansehen hat.

Wilhelm. Ach, lieber Vater, vergebt mir noch eine Frage: Sehen denn alle Menschen auf der Erde so aus, als wie wir?

Vater. Davon wollen wir bey der ersten guten Gelegenheit weiter reden. Jtzt gehen wir zu Bette, denn es ist spät, und loben Gott vorher, der uns an seinen Geschöpfen erkennen läßt, wie groß und gut er sey. Weißt du nicht ein schönes Lied, welches sich dazu schickte?

Wilhelm. Ja, lieber Vater, das Lied:

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,

Nicht wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr, mein Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preißt dich, du Gott der Stärke!
Du hast die Sonn' an ihm erhöht;
Du kleidest sie mit Majestät;
Du riefst dem Heer der Sterne.

Auch euch danke ich herzlich, lieber Vater, daß ihr mir dieses alles erzählt habt. Gott schenke euch dafür eine ruhige Nacht!

Vater. Dir auch, mein Sohn!

78. Von der Erde und den Geschöpfen die darauf sind.

Wilhelm. Das hätte ich nicht gedacht, daß unsre Uhrscheibe am Kirchthurm so groß wäre! Nun glaube ich gern, was ihr neulich von Sonne, Mond und Sternen sagtet. Aber, lieber Vater, ihr wolltet mir ja die Frage beantworten: Ob alle Menschen, die auf dem Erdboden wohnen, eben so aussehen, als wir.

Der Vater. So, wie es verschiedene Gewächse einer Art, z. E. mancherley Birnen, in unserm Garten gibt; so gibt es auch verschiedene Menschen. Um sie zu unterscheiden, hat man die Farbe der Haut zum Kennzeichen gemacht; und da gibt es denn weiße, schwarze und kupferfarbene. Es gibt zwar noch anders gebildete Menschen, von denen es aber nicht so gewiß ist, ob ihre Farbe, und andere Besonderheiten,

nicht

nicht etwa Krankheit, oder doch zu selten sey, als daß man eine eigene Gattung daraus machen könnte. Einige, und sonderlich die Schwarzen, haben alle ein kurzes krauses Haar, wie ein Schaf, dessen Farbe beständig schwarz ist.

Wilhelm. Vor diesen Leuten würde ich laufen, und mich verstecken.

Vater. Und warum dieses? Es gibt unter ihnen sowohl gute Menschen und Freunde Gottes, als unter uns, wie du der Bibel finden kannst.

Wilhelm. Ja, ich besinne mich, lieber Vater, auf den Spruch: Bey Gott ist kein Ansehn der Person; sondern unter allerley Volk, wer ihn verehret, und recht thut, der ist ihm angenehm. Aber die Leute wohnen wohl weit von hier? Nennet mir doch ihr Land.

Vater. Wenn du es merken willst; so will ich dir sagen, daß man das Stück der Schöpfung Gottes, oder den Planeten, worauf wir wohnen, die Erde nennet. Auf dieser Erde ist nun entweder vestes Land, oder Wasser; und so viel man itzo weiß, etwas mehr Wasser als Land. Das veste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Namen gegeben hat, um sie besser zu behalten: Europa, Asia, Afrika, Amerika, und die Südländer, von denen noch vieles uns unbekannt ist, aber mit der Zeit entdeckt werden kann.

Wilhelm. In welcher Abtheilung wohnen denn wir, lieber Vater, und in welcher, die schwarzen und kupferfarbenen Menschen?

Vater. Wir in Europa, woselbst, und in Asia, die meisten weißen Leute, in Afrika die meisten schwarzen, und in Amerika die meisten kupferfarbenen wohnen.

nen. Obgleich alle diese Abtheilungen grosse Inseln, oder rund mit Wasser umflossene Länder sind: so gibt es doch auch noch kleinere Inseln, die ihrer Nähe wegen zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden.

Wilhelm. Wie groß ist denn Europa, worauf wir wohnen?

Vater. Beyläufig hundert und sechzigtausend Quadratmeilen groß. Weißt du, was eine Quadratmeile ist, lieber Wilhelm?

Wilhelm. O ja, lieber Vater. Ein Quadratschuh ist ein viereckigter Platz, wo jede von den vier Seiten einen Schuh lang ist; folglich ist eine Quadratmeile ein viereckigter Platz, wo jede von den vier Seiten eine Meile lang ist. Aber 160,000 solche Plätze, das ist ja erstaunlich groß. Wenn ich nun zu jemand sage: Mein Dorf liegt in Europa, so kann das ja kein Mensch finden, weil Europa so groß ist.

Vater. Eben deßwillen mußt du es genauer bestimmen; denn Europa hat gar viele Abtheilungen oder Länder. Eines davon heißt denn nun Deutschland, das liegt fast mitten in Europa, und stößt an Polen, Ungarn, Welschland, Frankreich und auch an das Meer. Wenn man aussen an der Grenze herumreisen wollte: so müßte man 600 Meilen machen. In diesem großen Lande sind denn nun beyläufig zweytausend dreyhundert Städte, und mehr als achtzigtausend Dörfer.

Wilhelm. Darin müßen aber viele Menschen wohnen.

Vater. Freylich, bey dreyßig Millionen. Weißt du, wie viel eine Million ist?

Wil-

Wilhelm. Ja, Vater. Tausend mal Tausend.

Vater. Dieses grose Land, das man Deutschland nennt, hat nun wieder gar viel kleinere Abtheilungen. Man nennt sie gewöhnlich Kreisse, als z. E. Oestreich, Bayern, Schwaben, Obersachsen, Niedersachsen, Westphalen, Oberrhein, Niederrhein 2c. Unter diese gehört nun auch unser Vaterland Franken, das von verschiedenen größern und kleinern Herren beherrscht wird. Es ist ein sehr gesegnetes Land, das von wenig andern übertroffen wird.

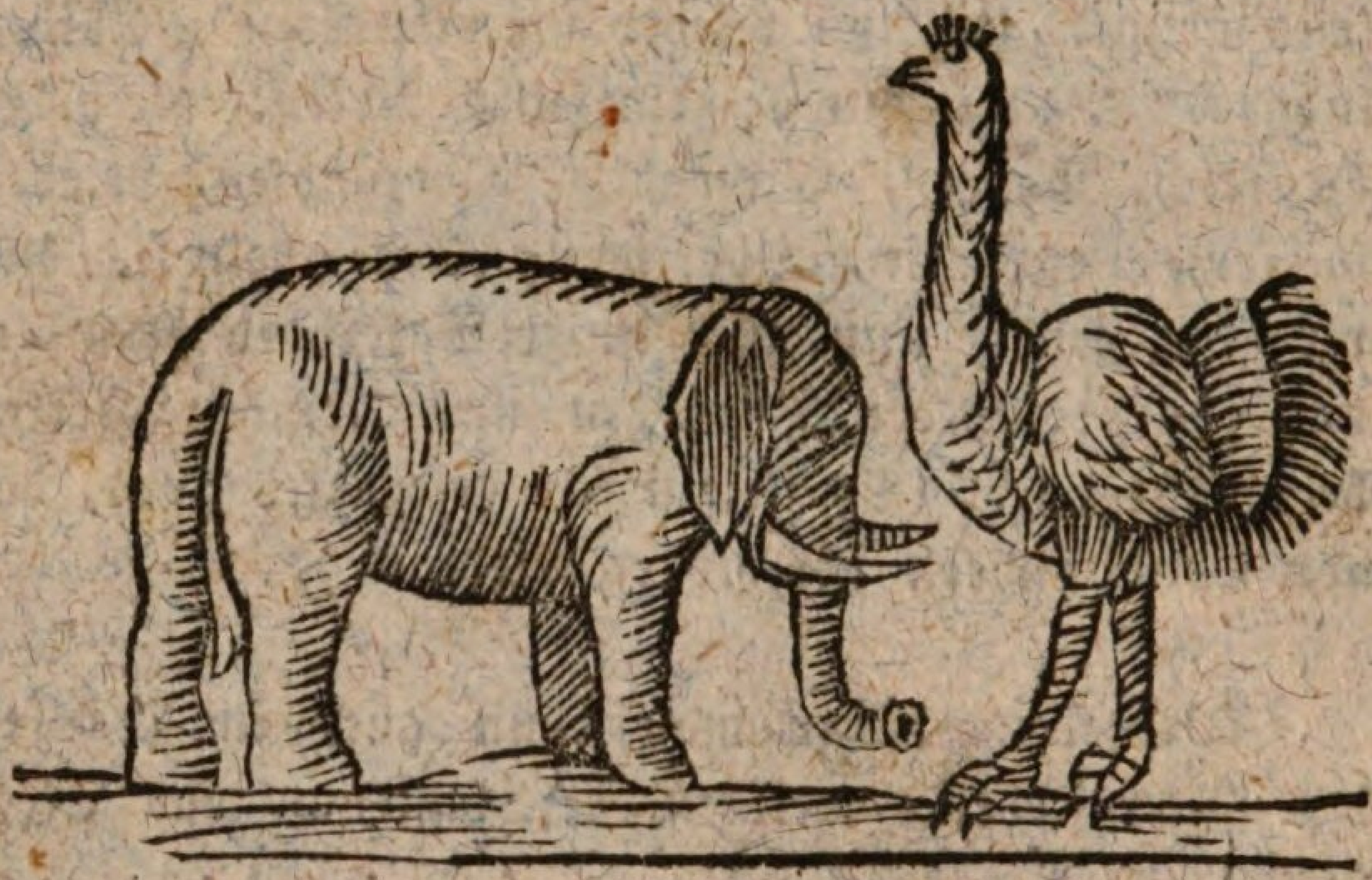
Wilhelm. Kann man denn auch in Franken das Meer sehen, weil Deutschland an das Meer stößt?

Vater. Nein, Wilhelm. Deutschland stößt zwar, z. E. in Niedersachsen, an das Meer; aber in Franken gibt es nur Flüsse. Wer also das Meer sehen will, muß nach Bremen, Hamburg, Lübeck, oder sonst wohin.

Wilhelm. In der See sollen ja grose Fische seyn, lieber Vater?

Vater. In der See, und auf dem Lande gibt es sehr große, und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere gibt, die länger und dicker sind, als der stärkste Stamm eines Eichenbaums? Dergleichen sind die Wallfische und andere Seethiere. Auf dem Lande ist der Elephant das größte Thier, der auf seinem Rücken ein kleines Haus und über

dreyßig Mann darin tragen kann. So wie unter den Vögeln der Strauß, welcher größer ist, als ein Reuter auf einem großen Pferde.



Wilhelm. Das ist entsetzlich, was das für Fische und Vögel seyn müssen! Ein Fisch wie ein Eichbaum, und ein Vogel wie ein Reuter! Und der Elephant, was das für ein Riese seyn muß!

Vater. Aber nun gibt es auch so kleine Thiere, die noch viel tausendmal kleiner sind, als eine Milbe, und die doch noch viel kleinere Glieder an ihrem so kleinen Körper haben müssen, welche Glieder alle sehr künstlich und ordentlich gemacht sind.

Wilhelm. Lieber Vater! diesesmal wollt ihr mich auf die Probe stellen. Wie hat denn ein Mensch diese Thiere selbst sehen können? vielweniger ob sie künstliche Gliedmaßen haben, da sie noch viel kleiner seyn sollen, als eine Milbe? Da muß einer ja schon gute Augen haben, der eine Milbe nur erkennen will.

Vater.

Vater. Mein lieber Sohn, erinnere dich an die Geschichte mit der Sonne und den Sternen, die du für so klein hieltest; und dein Urtheil wird bescheidener ausfallen. Gewiß ist alles, was ich dir sage. Denn ich würde dir schaden, wenn ich bey deiner Belehrung scherzte. Freylich hätte man mit bloßen Augen weder diese Thiere, noch ihre kleinen Glieder gesehen; aber man hat die Kunst erfunden, sehr helles Glas so zu schleifen, daß uns kleine Dinge dadurch wohl 20 tausendmal größer scheinen; denn solche Gläser, die nur ein paar tausendmal vergrößern (Siehe Nr. 72, Seite 80.) sind heut zu Tage ganz gemein.

Wilhelm. Das ist eine vortrefliche Erfindung! Aber, lieber Vater, wie herrlich ist Gott, der das alles, groß und klein, gemacht hat! Wie unzählbar sind also seine Werke! Wir mögen noch nicht die Hälfte davon kennen! Nun glaube ich es gerne, daß auch in allen diesen Sternen Geschöpfe Gottes sind.

Vater. Sieh, mein lieber Sohn! das wird, wenn wir fromm sind, nach dem Tode vielleicht unserer Beschäftigungen eine seyn, die unzählbaren Werke Gottes besser, als hier, zu erkennen, und dann seine Majestät mit allen Engeln und Seligen voll demüthiger Verwunderung zu verehren und anzubeten.

Wilhelm. Ach, lieber Vater! ich will auch recht fromm seyn. Wenn ich nur schon todt wäre und das alles sähe!

Vater. Nein, mein Sohn! sondern du mußt leben wollen, so lange Gott will, und dich hier in deinem Beruf treu, fleißig und rechtschaffen verhalten. Nur zu solchen will Gott dereinst sprechen:

Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. Matth. 25, 21.

79. Der Alte.

An einem stillen Abend saß ein alter Bauer vor seiner Thür. Im Mondschein glänzte sein silberweißes Haar. Neben ihm stand sein Sohn, dem er das Guth übergeben hatte, und dessen junge Frau; ihr kleines Kind spielte vor seinen Füßen. „Meine lieben Kin„der,“ sprach der Alte, „ich fühle, daß ich bald ster„ben werde; denn ich bin alt und schwach — Wei„net nicht, daß ich euch dieses sage; aber hört meine „wohlgemeinten Ermahnungen an: Bleibt fromm „und redlich, hütet euch vor Neid und Geitz, liebet „Gott über alles, weil ihr alles von ihm habt; seyd „wohlthätig gegen die Armen, fleißig in eurem Be„ruf, und ehrerbietig und gehorsam gegen eure Obrig„keit. Seyd friedfertige Nachbarn und Eheleute, und „erziehet eure Kinder zu verständigen und rechtschaf„fenen Menschen, durch gute Lehren, und vornehm„lich durch euer eigenes gutes Beyspiel — So wer„det ihr mit Ehren alt werden, und einst, wie ich, „den Tod gelassen erwarten können; denn ich ge„tröste mich nach Gottes Wort eines bessern Le„bens.“ —

Und als er diese Worte gesprochen hatte, da starb er.

80. Der Jüngling auf dem Sterbebette an seine Freunde.

Gott! so früh soll ich von hinnen?
Ich so jung, die Welt so schön!

Und

Und ich soll sie nicht mehr sehn?
Gott, vergib, wenn Thränen rinnen!

Meine Jugend = Lebensjahre
Flohn mit Blitzgeschwindigkeit.
Vater, welche kurze Zeit!
Und schon steh ich an der Bahre!

Ach, wenn ich mein Aug erhebe,
Und den Kreis der Jünglinge,
Wie sie um mich blühen, seh,
Dann erzittr' ich, Herr, und bebe.

Gott, du weißt's, vor wenig Wochen
Blühte keiner, so wie ich;
Da erhoben Stürme sich,
Und die Blum' ist bald gebrochen.

Ach, ihr Freunde, kommt und sehet
Euren armen Bruder an,
Wie er, mitten auf der Bahn,
An des Grabes Pforte stehet!

Wie so viele frohe Stunden
Schuft ihr mir, und schuf ich Euch!
Jede war an Freuden reich;
Und die letzt' ist bald verschwunden!

Unschuld und Natur gewährte
Uns so manche fromme Lust.
Gott! Dir ist es selbst bewußt,
Daß ich nicht mein Herz entehrte.

Und nun winkst du mir von hinnen! —
Ach, ich weiß, du zürnest nicht,
Wenn das schwache Herz mir bricht,
Und beym Scheiden Thränen rinnen.

Lebt denn wohl, ihr meine Lieben,
Bis wir einst uns wieder sehn!
Bis vor Gottes Thron wir stehn,
Und uns dann nicht mehr betrüben.

Dank sey euch für jede Freude,
Die ihr liebevoll mir schuft,
Und vergebt an meiner Gruft,
That ich einem was zu Leide!

O so lebt denn wohl und weichet
Nie vom Pfad der Tugend ab,
Die uns solche Freuden gab;
Daß ihr mir im Tod' einst gleichet! —

Welt! Du schöne Welt! ich bliebe
Gerne länger noch auf dir!
Aber Jesus winket mir,
Und sein Wink ist Huld und Liebe.

Bald werd' ich ihn näher schauen,
Der für mich am Kreutze starb,
Gnade mir und Huld erwarb,
Und besiegt des Todes Grauen.

Komm denn, Tod, mit deinen Pfeilen!
Spalte nur mein krankes Herz!
Jesus wird nach kurzem Schmerz
Seine Wund' auf ewig heilen.

(Schluß des ersten Theils.)

Lebt denn wohl, ihr meine Lieben,
Bis wir einst uns wieder sehn!
Bis vor Gottes Thron wir stehn,
Und uns dann nicht mehr betrüben.

Dank sey euch für jede Freude,
Die ihr liebevoll mir schuft,
Und vergebt an meiner Gruft,
That ich einem was zu Leide!

O so lebt denn wohl und weichet
Nie vom Pfad der Tugend ab,
Die uns solche Freuden gab;
Daß ihr mir im Tod' einst gleichet! —

Welt! Du schöne Welt! ich bliebe
Gerne länger noch auf dir!
Aber Jesus winket mir,
Und sein Wink ist Huld und Liebe.

Bald werd' ich ihn näher schauen,
Der für mich am Kreutze starb,
Gnade mir und Huld erwarb,
Und besiegt des Todes Grauen.

Komm denn, Tod, mit deinen Pfeilen!
Spalte nur mein krankes Herz!
Jesus wird nach kurzem Schmerz
Seine Wund' auf ewig heilen.

(Schluß des ersten Theils.)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochow, Friedrich Eberhard von, 1734-1805

Der Kinderfreund ein Lesebuch zum Gebrauche in Landschulen ; zwey Theile

Bd.: 1

Nürnberg 1791

Paed.pr. 2901-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760832-9
VD18 80126138-001